

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

ZEICHEN DER ZEIT

Familie und neue Gesellschaftsordnung

Franz Johannes Brügger

Familie – Hoffnung für uns alle

Hubertus Brantzen

Seelsorger und Seelsorgerin sein

Impulse nach Lk 1

Herbert King

Wissenschaftliche Erarbeitung

der geistigen Welt Pater Kentenichs

Herta Schlosser

Kentenich-Institut für Forschung und Lehre

Priska Volk

Lebensbaum und Kreuz

BUCHBESPRECHUNGEN

ZEICHEN DER ZEIT	
Familie und neue Gesellschaftsordnung	49
Franz Johannes Brügger	
Familie – Hoffnung für uns alle	51
Hubertus Brantzen	
Seelsorger und Seelsorgerin sein	
Impulse nach Lk 1	63
Herbert King	
Wissenschaftliche Erarbeitung der geistigen Welt Pater Kentenichs	72
SCHÖNSTATT INTERNATIONAL	
Kentenich-Institut für Forschung und Lehre (H. Schlosser)	81
SCHÖNSTATT SPIRITUELL	
Lebensbaum und Kreuz (P. Volk)	86
BUCHBESPRECHUNGEN	88

BUCHBESPRECHUNGEN

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

ISBN 0341-3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e.V.

Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 1162, D-56171 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift

der Redaktion: Patris-Verlag – Redaktion Regnum – Postfach 1162, D-56171 Vallendar

Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rübenacher Straße 88
56072 Koblenz

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u.U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 28,00 zzgl. DM 5,00 Porto und Versand. Ausland DM 28,00 zzgl. DM 8,00 Porto und Versand. Preis des Einzelheftes DM 7,50 zzgl. Porto und Versand.

ZEICHEN DER ZEIT

FAMILIE UND NEUE GESELLSCHAFTSORDNUNG. Die UNO hat 1994 zum „*Jahr der Familie*“ ausgerufen unter dem Motto: „Die kleinste Demokratie bauen im Herzen der Gesellschaft“. Es läßt einen Blick tun in das Problem- und Sendungsbewußtsein des Papstes, daß er dieses Anliegen sogleich für die ganze Kirche aufgenommen hat. Schon durch sein Rundschreiben „*Familiaris Consortio*“, aber auch durch Maßnahmen wie die Einrichtung eines „Rates für die Familie“ und die Gründung von Akademien für Ehe und Familie ist deutlich geworden, daß er in der Förderung der Familie ein zentrales Anliegen seines Pontifikates sieht. Zu Beginn des Jahres hat er einen „Brief an die Familien“ gerichtet, in dem er für eine Rückbesinnung auf die Würde der Familie in der Schöpfungs- wie in der Erlösungsordnung wirbt. Er spricht von der Familie als „Festung Gottes“ und stellt sie in diesem geschichtlichen Augenblick in die spannungsreiche Auseinandersetzung zwischen der „Zivilisation der Liebe“ und der bedrohlich anwachsenden „Zivilisation des Todes“. Im Rückgriff auf das Programmwort seiner Antrittszyklika: „Der Mensch ist der Weg der Kirche“ präzisiert er jetzt: das gilt in erster Linie von der Familie, sie ist der wichtigste Weg der Kirche.

Mit seiner Diagnose und Zukunftsvorstellung wird *Pater Kentenich* gerade in diesem Punkt zum Bundesgenossen des Papstes: auch für ihn *steht das Anliegen der Familie im Zentrum seines pastoralpädagogischen und gesellschaftsstrategischen Konzeptes*. Sie ist für ihn „Fundament und Krone“ seines Werkes wie seiner Konzeption.

Es geht Pater Kentenich nicht zunächst um eine moralische Beurteilung oder Verurteilung all dessen, was die Familie praktisch wie grundsätzlich in Frage stellt. *Die entscheidende Frage* ist für ihn, *auf welchen Grundlagen eine humane Gesellschaft aufgebaut sein muß*. Dabei wird die Frage nach der Rolle der Familie zu einem zentralen Punkt, ganz anders, als wenn das individuelle Wohlergehen im Vordergrund steht.

Das hat zu allen Zeiten gegolten, wird aber in seiner Brisanz erst dann ansichtig, wenn man die *Einschätzung des historischen Augenblicks* teilen kann, die Pater Kentenich vertrat: „Das ist der beängstigende Augenblick, wo *alle alten Ordnungen*, die bisher die Welt beherrscht haben, *anfangen ins Wanken zu geraten*, sich zu überstürzen und zusammenzubrechen und chaotische Zustände zu hinterlassen; wo aber auch - wenigstens in allgemeinen Umrissen - von ferne *die Grundlinien und Grundlagen einer neuen Weltordnung* langsam sichtbar werden“ (1954). Man braucht sich in diesem Zusammenhang nur einmal die in der Öffentlichkeit ventilierte Forderung nach der rechtlichen Gleichstellung homosexueller Verbindungen mit der vom Grundgesetz besonders geschützten Ehe vor Augen zu halten, um zu

spüren, welcher dramatischer Wandel der gesellschaftlichen Wertvorstellungen sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat.

Die entscheidende Kategorie für den Christen ist in diesem Zusammenhang das, was eine gläubige Weltanschauung „*Schöpfungsordnung*“ genannt hat. Nach unserer Auffassung hat der Schöpfer von Welt und Mensch die Familie zu einem Grundpfeiler jeder humanen Gesellschaftsordnung gemacht. Man muß nicht gläubiger Christ sein, um das zu erkennen. In vielen Kulturen aller Kontinente und Zeiten spielte die Familie eine ähnlich zentrale Rolle; aber uns Christen hat der biblische Glaube die Augen dafür geöffnet. Wir wollen niemandem unseren Glauben aufdrängen. In einer pluralistischen Gesellschaft müssen Achtung und Toleranz herrschen, sonst gibt es kein friedliches Zusammenleben. Das hindert uns aber nicht, aus Mitverantwortung für das Ganze unsere Einsicht in die Bedingungen humanen Lebens in der Öffentlichkeit zu vertreten. Das war die Auffassung Pater Kentenichs: „Stärker als sonst wird morgen und übermorgen die Wirkkraft des Christentums, seine Sauerteig- und Senfkorn- und Salzkraft von der Entscheidung der einzelnen Persönlichkeiten und Familien abhängen... Auf *Persönlichkeit und Familie* kommt es an. Die bilden *die Werte, um die sich künftig die Welt drehen muß*, sie sind die Hauptträger der christlichen Sendung. Wie man auf der Gegenseite gegen dieses Bollwerk anstürmt und es stürzen will, so müssen wir die beiden Grundpfeiler christlicher Gesellschaftsordnung mit allen Mitteln schützen, retten und vervollkommen“ (1952). Weit entfernt davon, resigniert die allenthalben sichtbaren Zeichen des Zusammenbruchs bisher gültiger Wertordnungen zu beklagen, sieht er sich berufen, mit seiner geistlichen Familie am Neuaufbau der Gesellschaft mitzuarbeiten. Für seine gläubige Geschichtsschau läßt Gott den Zerfall früherer Ordnungen zu, um Neues zu schaffen: „Die göttliche Vorsehung ist schon seit Jahrhunderten daran auszustreichen. Sie streicht all die neuen Gesellschaftsordnungen aus, die die Welt seit dem Mittelalter experimentiert; sie streicht aus, um eine neue Gesellschaftsordnung in die Welt hineinzuzeichnen“ (Krönungswoche 1946). Es ist die alles entscheidende Frage, was „ausgestrichen“ werden kann und was auf jeden Fall bleiben muß, wenn die neue Gesellschaft am neuesten Ufer der Zeit Bestand haben und gesundes, humanes Leben und Zusammenleben ermöglichen soll. Für den Papst wie für Pater Kentenich ist die Familie Kernzelle und Urzelle jeder menschlichen Gesellschaft. „Wollen wir eine neue Gesellschaftsordnung, dann ist es selbstverständlich, daß der Gesellschaftskörper von unten herauf geheilt werden muß. Dann ist es selbstverständlich, daß *die Familie die Keimzelle der Gesellschaft* ist und deswegen gesund sein muß, damit die ganze Gesellschaft gesundet“ (Krönungswoche 1946).

GMB

Franz Johannes Brügger

Familie – Hoffnung für uns alle*

Wir beobachten heute einen beachtlichen Klimawechsel um das gesellschaftliche Phänomen Familie, der voll auf das konkrete Leben der christlichen Ehe und Familie durchschlägt. Was die Ehe ist, was Vaterschaft und Mutterschaft meint, wie Erziehung der jungen Generation geht, wie Weitergabe des Glaubens geschehen kann, all dies und vieles mehr verbindet sich mit einem latenten Gefühl der Überforderung bei denen, die in all dem gefordert sind, weil sie verheiratet, weil sie Eltern sind oder weil sie pastorale Verantwortung tragen. Was eine moderne pluralistische und säkularisierte Mediengesellschaft verändert und in der Tiefe der Seele auslöst, beginnen wir erst langsam in seiner Massivität gerade im Bereich der persönlichen und gemeinschaftlichen Lebensgestaltung und Erziehung in seiner Ambivalenz zu ahnen. Resignation ist eine verständliche Reaktion vieler Gutmeinender.

Wir rechnen nicht damit und haben es auch noch nicht im Lebensgefühl, daß nach neuen statistischen Erhebungen z.B. nur 24 bis 22 % der Haushalte in Deutschland, wo Mann und/oder Frau und Kind zusammen leben, das dem christlichen Ehe- und Familienverständnis zugrunde liegende Modell verwirklichen: verbindliche Lebensgemeinschaft von Mann und Frau durch die Ehe in Lebensgemeinschaft mit den eigenen Kindern. Was Christen mit Ehe und Familie meinen, ist ein Minderheitenmodell geworden. Die Statistik bestätigt, was bei aller Wehmut über Verlorenes angesichts neuer Tatsachen die großen deutschen Nachrichten-Magazine Spiegel und Focus in ihren Artikeln über die Familie popularisierend titelten: „Familie: Abschied von einem Traum“. – Familie: „eine milde Form des Irreseins“ (Focus 7,93; Spiegel 17.5.93).

Das Wort „Familie“ ist uns mit all seinen tiefen Träumen, Erinnerungen, Leiden und Verheißungen geradezu verkommen. Gesellschaftliches, kirchliches und wirtschaftliches Leben haben es als Kalkül verloren, wenn sie es je ausdrücklich als solches in den letzten 200 Jahren hatten. Man war sich der Familie zu sicher und hat sie als selbstverständlich vorausgesetzt.

Wenn wir die Suche nach dem „*verlorenen Wort*“ Familie aufnehmen und von der Familie und von der sie tragenden Ehe als Hoffnungsträger sprechen, wird man nicht einfach wiederholen, was war, und für morgen emp-

* Überarbeitete Wiedergabe eines Beitrags des Verfassers in der Vortragsreihe „Familie – unsere Zukunft“ im Rahmen des studium generale, Sommersemester 1993 im MEDO INSTITUT – Internationales Universitätsinstitut für Studien über Ehe und Familie, Rolduc Kerkrade, Holland.

fehlen, was vergangene Familienerfahrungen an Gutem implizierten. Das Gute der verlorenen Familie hatte offenbar zu häufig einen gefährlich hohen Preis an Machtausübung des Mannes bis zur Willkür, subalternes Verhalten und Anpassung der Frau bis zur Leidensgrenze oder eine repressive, lustfeindliche kirchliche Sexualmoral und -pastoral. Die Zeiten haben sich gewandelt – schnell und tiefgreifend. Der ausgelöste Umbruch hat Bewegung, d. h. zunächst einmal Freiheit ins Leben gebracht. Neue Wertperspektiven zeichnen sich ab, die Entwicklungen im Bereich der Ehe und Familie unumkehrbar machen, auch wenn sie nicht schon gleich Letztgültiges über ein künftiges Lebensmodell skizzieren können. Statistiken sagen in Umbruchszeiten nichts Wesentliches aus, sondern beschreiben nur den jeweils vorhandenen Stand und Trend der Entwicklung.

Mehr, ja Gültigeres kann ein *prophetisches Wort* fassen. Was meinen wir damit? Prophetisch ist ein Wort, das aus einer gläubigen, kompromißlosen Hingabe an Gottes Willen im Kontext einer bestimmten Zeitsituation gefunden und gesprochen wird. Es wird in einer großen Liebe zum Menschen und in einem hohen Verantwortungsethos vorangebracht und den Kräften der Erziehung und Politik anvertraut. Ein prophetisches Wort wird sich erweisen müssen in seiner geistgewirkten Kraft in dem uns hier interessierenden Bereich der Familie dadurch, daß es lebensmäßig neue Plausibilitäten schafft – sowohl konstruktiv im Erweis von überzeugendem und anziehendem Ehe- und Familienleben als auch de-struktiv im Aufweis von Zerstörung, Chaos und Leid, weil und insofern es sich nicht durchsetzt und seine Wirkung zugelassen wird. „Glaubt ihr nicht, dann bleibt ihr nicht“ (Jes 7,9). Darin liegt die Grundstruktur von Herausforderung und Wagnis eines geistgewirkten prophetischen Wortes, das dem „Geist geistloser Zustände“ den Kampf ansagt. „Ausrotten sollst du und niederreißen, verderben und zerstören, aufbauen sollst du und pflanzen“ (Jer 1,10). Verfügen wir über ein solches prophetisches Wort heute? Es entspricht der Kühnheit des Themas, sich zu einem solchen Wort zu bekennen. Es gibt dieses Wort in der Kirche durch das Konzil und dessen Entfaltungen in späteren kirchlichen Äußerungen.

„Das Wohl der Person sowie der menschlichen und christlichen Gesellschaft ist zuinnerst mit dem Wohlergehen der Ehe- und Familiengemeinschaft verbunden“ (Gaudium et spes 47).

„Im heutigen geschichtlichen Augenblick ... ist sich die Kirche bewußt, daß das Wohl der Gesellschaft und ihr eigenes mit dem der Familie eng verbunden ist, und fühlt um so stärker und drängender ihre Sendung, allen den Plan Gottes für Ehe und Familie zu verkünden, um deren volle Lebenskraft und menschlich-christliche Entfaltung zu sichern und so zur Erneuerung der Gesellschaft und des Volkes Gottes beizutragen“ (Familiaris consortio 3).

Ein prophetisches Wort erfaßt nicht einfach die überzeitliche Wahrheit, nicht ihre metaphysische Gestalt allein. Es bringt ins Wort die Absichten im Wirken des Geistes Gottes, der in den Zeitverhältnissen und Entwicklungen konstruktiv sich ausdrückt, der die Geschicke der Menschen lenkt und in allen Unsicherheiten und Ängsten der Menschen neue Akzente, neue Formen und Inhalte und Bedingungen gestaltet. Dazu zwei Zitate:

„Wie häufig finden Sie in unserem Schrifttum das Wort: Vox temporis vox Dei. Zur Erklärung sei darauf hingewiesen, daß wir in unserer Denk- und Sprechweise einen Unterschied machen zwischen Zeitgeist und Geist der Zeit ... Gott spricht durch den Geist der Zeit, der Teufel durch den Zeitgeist. Im ersten Fall ist das Gute, im zweiten das Böse gemeint, was in einer Zeit lebt, was sie durchlebt und was die öffentliche Meinung bestimmt. Der Ausdruck ‚Zeitgeist‘ ist in seiner allgemeinen Fassung erst seit Herder geläufig. Herder versteht darunter ‚den überall vorhandenen Meinungs-, Willens- und Gefühlsausdruck einer geschichtlichen Epoche, der Denken und Leben der Menschen formt‘. Mit Recht sagen die modernen Soziologen, daß die so geprägte öffentliche Meinung zu den mächtigsten soziologischen Wirkgrößen gehört“ (J. Kentenich, Texte zum Vorsehungsglauben, Vallendar 1970, S. 218).

„Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. Nur so kann sie in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen ... Antwort geben“ (Gaudium et spes 4).

In der aktuellen Entwicklung nehmen wir immer deutlicher sich ausprägende Wertperspektiven wahr. Nennen wir an dieser Stelle den gesellschaftlichen Trend hin zur Individualisierung, hin zu einem neuen Bewußtsein der Frau, zu neuem sexuellen Bewußtsein und zum demokratischen Lebensgefühl. Sie wirken machtvoll gerade auch in den Raum der Ehe und Familie hinein – und zwar stärker, als menschliche Belehrung oder Politik oder die Predigt der Kirche es vermöchten. Sie haben ambivalenten Charakter – wie wir erleben. Sie bewirken ganz neue, äußerst positive Möglichkeiten für die Ehe, für Mutterschaft und Vaterschaft und Familie. Gleichzeitig sind sie eindeutig Ursachen für verheerende Zerstörungen im gleichen Lebensbereich. In der Ambivalenz liegt die Freiheit, die immer gegeben und zu erwarten ist, wo Gottes Geist über die „Zeichen der Zeit“ zu uns spricht. Diese Wertperspektiven wirken, weil sie sich in der Sehnsucht von Millionen heranbilden und auf sie verstärkend zurückwirken und durch die Macht des Faktischen konservative Besserwisser und ängstliche oder blinde Autoritäten beschämen. Es ist nicht unerheblich, wie man diese Phänomene wertet und auf sie eingeht, ja an sie glaubt. Glaube kommt insofern mit ins Spiel, als darin gläubig die Dimension des Geistes Gottes in der Zeit, in der Geschichte konkret wahrgenommen wird, eines heiligen Geistes, der weht, wo und wann er will (vgl. Joh 3,8). Wäre Letzteres der Fall, dann könnte sich mit diesen gewaltigen Regungen in der Menschheit eine

konstruktive Vision verbinden, die tatsächlich Hoffnung bringt, nämlich Hoffnung, die sich im Vertrauen auf Gott und seinen heute machtvoll wirkenden Geist begründet. Pater Kentenich formulierte die oben angedeutete Ambivalenz in einem umfangreichen Schreiben an den deutschen Episkopat 1949 so:

„Gott ist ein Gott des Lebens. Wo er brechen und zerbrechen, wo er untergehen, wo er sterben läßt, da will er neues Leben schaffen... Legen wir diesen Maßstab an die heutige Zeit an, lassen wir die furchtbaren Trümmer, die schrecklichen Verheerungen auf uns wirken, die uns allenthalben in der physischen, in der moralischen, in der geistigen Ordnung begegnen, so möchten wir den Atem anhalten. *Transitus Domini est...* Es ist Vorübergang des Herrn. Es muß eine herrliche neue Welt sein, die er aus diesem gewaltigen Sterben erstehen lassen, es muß eine wundersame Ordnung sein, die er aus den Katastrophen und Ruinen neu gestalten will“ (J. Kentenich, unveröfftl. Brief an den Deutschen Episkopat, 31.5.1949).

Diese Vorstellung vom neuen Leben, das sich mit vielfältigem Untergang verbindet, diesen notwendigerweise braucht, meint gerade diese Ambivalenz und Zeitgleichheit in den großen Strömungen heute, in denen die eigentlichen schöpferischen Kräfte, die Schubkraft für konstruktiv Neues sich eng berühren mit Exzessivem und Destruktivem. Da bricht und schiebt und wirkt Gottes Geist selbst. Wir nehmen dies auch für den Bereich Ehe und Familie an - *transitus Domini* - und gerade hier. Denn so sehr Ehe und Familie Objekt von all diesen gigantischen Veränderungen zu sein scheinen, so sehr wird die Ehe und Familie auch immer mehr Subjekt. Denn aus ihr und in ihr wächst oder verkümmert der Mensch, der Geschichte und Zukunft schafft. Damit scheint sich das Wort von der Familie als ein prophetisches Wort zu rechtfertigen.

Tatsächlich gibt es in diesem Sinne für eine solche Hoffnung auf Zukunft durch die Familie deutliche Zeichen. Ich nenne an dieser Stelle die GEISTLICHEN BEWEGUNGEN innerhalb der Kirche, deren Dynamik sich vor allem im Bereich von Ehe und Familie auswirkt: *Equipes Notre Dame*, 1938 - 1947 durch Abbé Caffarel in Paris gegründet, heute international verbreitet in 5000 Gruppen. *Schönstatt-Familien-Bewegung*, gegründet durch Pater Kentenich; 1942 im KZ Dachau Beginn eines Säkularinstitutes für Verheiratete; seit 1947 Aufbau der „Familien-Liga“ und des „Familien-Bundes“. Diese Organisationen sind Kern der internationalen Schönstatt-Familien-Bewegung mit 1,5 Mio. Freunden. *Neue Familien*, Familien in der Fokolarbewegung; 1967 durch Chiara Lubich gegründet, zählen heute rund 1 Mio. Freunde. *Marriage Encounter*, *Cana-Gruppen*, *Couples for Christ* - spontane *Familienkreise* in den Gemeinden. Die Diözese Essen z.B. hat z. Z. etwa 600 solcher Gruppen in ihren Gemeinden. In all diesen Gruppen und Kreisen

wird das „verlorene Wort“ Familie liebevoll aufgenommen und gewertet und Familie im Blick auf ihre unerläßliche Bedeutung für die Zukunft bewußt gestaltet. Bei einer realistischen Einschätzung des Abbaus von äußeren tragenden Kräften im Raum der Kirche und Gesellschaft sowie der staatlichen Gesetzgebung zielen die Bemühungen dieser Familien-Bewegungen auf Stärkung und Entfaltung der inneren personalen, geistlichen und missionarischen Kräfte der Verheirateten. Das verlorene Wort Familie ist hier zu einem Wort der Hoffnung geworden.

FAMILIE - HOFFNUNG FÜR UNS ALLE

Worin liegt die innere sachbezogene Plausibilität einer solchen prophetischen Deutung dessen, was Gottes Geist heute bewegt und heraufführt? Es wird beides sein: die mehr objektiv überzeitlich erfahrene Ordnung von Familie überhaupt als auch die dringend angezeigten Lösungen von akuten Problemen. In diesem Sinne bedeutet die Familie Hoffnung.

1. weil in ihr anziehende Erfahrungen von Menschlichkeit angelegt sind,
2. weil die Entwicklung der Kinder besonders heute auf Prozesse angewiesen ist, die durch die Interaktion innerhalb der natürlichen Familie am besten gelingen und
3. weil für die Kirche im Raum von Ehe und Familie sich der wesentlichste Raum der Evangelisierung abzeichnet.

1. FAMILIE - HOFFNUNG AUF MENSCHLICHKEIT

Mit der Familie verbindet sich die Hoffnung auf Erfahrung und gesellschaftliche Wirkung von Menschlichkeit - Menschlichkeit, die aus der Tiefe der Seele her sich entwirft und ihre Impulse aus dem unbewußten Naturreich der Seele unablässig verstärkt. Nennen wir vier solcher Impulse:

Hoffen auf ein Gehören, auf Heimat. Die Ehe wirkt dies, die Familie gestaltet dies, wenn man es nicht in der Versuchung durch krankhaftes Kreisen um sich selbst und durch die moderne Massensuggestion verachtet und zerstört. Alles ist daraufhin angelegt: die partnerschaftliche Begegnung von Mann und Frau, die Liebe zwischen beiden, die Gegenseitigkeit in den Erwartungen und im Einsatz für das Gemeinsame, das Gespräch, die sexuelle Erfahrung, die gemeinsamen Kinder, die Treue... Ernst Bloch nennt die Beheimatung als den letzten Zielpunkt allen menschlichen Hoffens:

„Hat der Mensch sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie erfaßt, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“ (E. Bloch, Prinzip Hoffnung, Frankfurt 1959, S. 1628).

Hoffen auf Freiheit. Nichts ist für den Menschen wesentlicher als eben dieses, in Freiheit sich selbst mitzusetzen, sich selbst und seine Welt mitzugestalten und in dieser Setzung im Sinne von Treue zu sich selbst freiheitlich zu verweilen. Die christliche Anthropologie hat diese Kraft nie als ziellos und willkürlich verstanden, sondern positiv, konstruktiv als Befähigung zum Wert, der in der Bejahung angestrebt wird und das Gute als Sinn ergreift. Freiheit ist eine Kraft, die sich ausrichtet auf die anfordernde Sprache der Natur, des Gewissens, auf die göttliche Offenbarung und damit als Befähigung zum „Gehorsam“ (potentia oboedientialis) verstanden werden muß – als freies inneres Ja zum Willen Gottes. Die Ehe und Familie gründet sich in dieser Freiheit. Sie lebt von ihr und erhält aus ihr die innere Spannung und unvergleichliche Köstlichkeit des Menschlichen.

Hoffen auf Ganzheitlichkeit, auf Einheit, der das Herz des Menschen intuitiv immer nachgeht. Der Umgang miteinander und das Arbeiten füreinander und gegenseitige Ergänzung zielen auf innerseelische Einheit. Seele und Leib nehmen diese wachsende Ganzheit in der Zärtlichkeit, im sexuellen Ausdruck wahr. Die eheliche Vereinigung meint schenken und annehmen, meint sich ganz schenken und ganz annehmen. Sie prägt die Seele in der Tiefe und bewirkt den Impuls zur Treue. Erfahrene können darüber sprechen – als tiefes menschliches Glück bzw. als bleibende Sehnsucht.

Hoffen auf Gott. Das Menschliche in der Ehe und Familie hätten wir nur verkürzt gegriffen, erhofften wir nicht eben dort auch die mögliche Erfüllung der tiefsten menschlichen Sehnsucht nach Gott und würden wir dort nicht einen „ordentlichen“ Weg für die vollkommene Nachfolge Christi erkennen. Unter dem Andrang des Alltäglichen eines Lebens in der Welt, aber auch unter der Last einer Einseitigkeit in der Bewertung der Ehelosigkeit in der Kirche über Jahrhunderte hinweg kann dies den verheirateten Laien nur langsam gelingen. Aber es spricht alles dafür, daß dies mit einer großen Kraft und Vitalität geschehen kann und tatsächlich in vielen Neuaufbrüchen und Lebensansätzen passiert, wie wir uns das im Moment unter dem Eindruck der Denkkategorien einer breiten Volkskirche vergangener Zeiten nicht vorzustellen vermögen. Die Bibel weiß und bezeugt narrativ Gott als den Schöpfer und damit als den Gott der Geschichte und damit der Ehe und Familie. Die großen alttestamentlichen Bundesschlüsse geschehen im Raum der Ehe und Familie im Blick auf ein ganzes Volk. Da

geht es um Mann und Frau, Zeugung und Wachstum, um Kampf, um wirtschaftliches und politisches Überleben und Erstarken. Hier erweist sich Gottes Macht und Güte und seine bewegende, alles und alle überbietende Treue. Die Selbstoffenbarung Gottes im Geheimnis der Inkarnation vollzieht sich ebenfalls im Raum einer Ehe und Familie. Maria kann als „Jungfrau“ Gottes-Mutter sein, weil sie im Raum einer Ehe und Familie lebt und Josef sein gläubiges Ja zum „Gott Marias“ sagt. Jede Ehe ist erfüllt mit Gottes geschichtsmächtigem Handeln. Diese menschliche Nähe Gottes im Raum von Ehe und Familie schließt für den auf Erfahrung eingestellten modernen Menschen eine große Verheißung von Menschlichkeit in sich.

Hoffnung braucht unser Mittun

Solche Hoffnungen auf das ganz Menschliche im Raum von Ehe und Familie bieten für Erziehung und Pastoral beachtliche Orientierungsmarken und Anforderungen. Die Kultur des Menschlichen, in der das Zusammen von Mann und Frau sich entwickelt, gilt es im Kontext o.g. Wertperspektiven bewußter zu formulieren und zu pflegen. In einer faszinierenden Welt der Dinge, der Sachwerte, des Es in einer modernen Industrie- und Mediengesellschaft muß neu Raum für den sensiblen Bereich der großen Welt des Du, des Personalen verteidigt werden. Es muß Sinn kultiviert werden für Lebensprozesse, für Verstehen, für Mitteilen, für Hören und Sehen, Wohlwollen, Frei-werden und Eigen-sein und Gemeinsam-werden, Fühlen und Merken..., Meditieren... Man wird um neue Prioritäten in der Zeit- und Raumplanung und Arbeitsgestaltung kämpfen müssen. Dies wird in allem eine Kultur des Gespräches erforderlich machen, die Bewußtseinsbildung, Kenntnis und Übung ganz konkret einkalkuliert. Pastorales Bemühen wird vor allem darauf hinwirken, daß eine organische Sichtweise lebendig werden kann: Gott „hinter“ den Dingen und Menschen zu erkennen und zu bezeugen. Gott muß vorkommen, gesagt und angesprochen werden. Dies dürfte ein Kernstück einer weltgebundenen Spiritualität werden, durch das dem Laien in der Welt der notwendige Raum einer Gotteserfahrung erschlossen wird und die Christusbefolgung dort passieren kann, wo Christus mit und in den Menschen in der Ehe und Familie lebt. Die ostkirchliche Ikonographie hat das Motiv vom brennenden Dornbusch in der Wüste (vgl. Ex 3,1-8) aufgegriffen, um die jungfräuliche Gottesmutter Maria zu bezeugen. Brennen und nicht verbrannt werden – das verdeutlicht das unfäßliche Geheimnis der Inkarnation Gottes in Maria der Jungfrau. Mir scheint dieses Bild hilfreich zu sein für die Verdeutlichung und Bewältigung einer aktuellen Glaubensproblematik. Es geht heute um das grundlegende Verständnis von Welt als Schöpfung und deren Offenbarungsfunktion für den Menschen. Wie kein Mensch zuvor hat sich der moderne Mensch auf diese Welt eingelassen. Aber er stößt in

ihr nicht auf Gott. Er fühlt und denkt sie. Sein Lebensgefühl wird stark davon bestimmt. Er geht in ihr ein und auf. In diesem vitalen Erfahrungsfeld wirkt Gott schon immer - verhüllt und enthüllt - brennend durch die Gegenwart seines Geistes, seiner Weisheit und Macht, ohne diese ihm disparate Wirklichkeit „verbrennen“ zu lassen, also in ihrer Eigengesetzlichkeit und Eigenwertigkeit zu stören. Gottes Geist in ihr gibt sich ja „menschenfreundlich“ - fein und alles durchdringend und darum auch überall berührbar und erfahrbar (vgl. Weish 7). Hier dürften die Quellen einer weltfreundlichen Spiritualität liegen, die den Menschen in der Ehe und der Familie und im Arbeitsprozeß nicht nur überleben läßt, sondern die geistig stärkend und wärmend gleichzeitig inspiriert, das Werk Gottes in dieser Welt zu tun in der Erfüllung seines Planes. Diesen Plan im Glauben erkennen zu können, Gottes Willen in der Wahl des Partners, in der Annahme eines Kindes, in der Wahrnehmung einer Arbeit als den eigenen zu vollziehen, das wird die Kernfrage eines „postmodernen“ Christentums sein. Zum „mündigen Laien“ gehört daher vor allem die Mündigkeit durch eine welthafte Spiritualität, in der der Laie sich mit seiner primären Erlebniswelt wiederfindet. Nach ihr gilt es, die Welt nicht zu verlassen, sondern sie in Erfüllung einer ausdrücklichen Sendung wahrzunehmen und zu gestalten.

2. FAMILIE - HOFFNUNG FÜR DIE KINDER

Dies ist zu sagen, weil die Hoffnung für die Kinder auf eine gesunde Entwicklung oft unreflektiert an Prozesse gebunden ist, die sich schicksalhaft in der Familie ereignen. Die Plausibilität einer solchen Hoffnung für die Kinder muß lebensmäßig neu ausgewiesen werden. Die Familie als gesunder Lebensraum eines Kindes wird von den Erwachsenen und ihrer Wirtschafts- und Medienwelt geprägt und heute äußerst pluriform gestaltet, so daß wir mit unterschiedlichsten Wirkungen auf die Kinder rechnen müssen. Eine traditionelle Familienform hat sich weitgehend in der westlichen Welt aufgelöst. Eine neue wird sich so schnell nicht herausbilden. Diese wird aber sicher mehr vom Kind her gedacht und entworfen werden müssen und in ihrer neuen Gestalt die Lebensprozesse ausdrücklich sichern, die eigentlich immer schon für jedes Kind einen schicksalhaft sich auswirkenden Lebensdienst von seiten der Eltern eingefordert haben.

Es ist hier zu denken an das Entstehen und Wachsen des *Urvertrauens*, der Fähigkeit, auf gute Mächte von außen und Kräfte und Mächte im eigenen Innern zu vertrauen.

Es ist zu denken an die Förderung und Orientierung des *Freiheitsvermögens*, durch das die Persönlichkeit sich ausreift und sich für Werte und ihre Prioritäten entscheiden lernt.

Es ist zu denken an den ganzen Bereich der *Bindungen*, in denen sich das Gefühl für Heimat, für Verbindliches und Bleibendes und damit für Identität, die Fähigkeit zur Liebe ausreift.

Es ist zu denken an den Prozeß der Identifikation mit dem *eigenen Geschlecht*, seiner Rolle und der Beziehung zum anderen Geschlecht.

Es ist zu denken an die grundsätzliche Öffnung des Kindes durch Teilhabe am religiösen Leben der Eltern für die übersinnliche, *jenseitige Welt Gottes*, von der her Hilfe und Trost, Anforderung und Auftrag, Liebe und ein bleibendes Heil im Glauben erhofft werden. Miterleben weckt im Kind die Bündnisfähigkeit, in der das Christentum sich als Religion erfährt und den „neuen und ewigen Bund“ lebt.

Hoffnung braucht unser Mittun

Solch eine in der Familie angelegte „Hoffnungsstruktur“ für die Kinder stellt große Anforderungen an die moderne Familienpastoral. Es gilt, ein neues Bewußtsein zu schaffen, dessen Entstehen man nicht dem Zufall überlassen kann. Die Biographien und Wirkungsgeschichten von immer mehr physisch und geistig verwahrlosten Kindern, Kriminellen und Süchtigen, von seelisch kranken Menschen ist eine schreckliche Indikation für eine neue Familienkultur in einer gewandelten Weltlage. Nicht zuletzt wird man auf dem Hintergrund die Frage nach der Kindererziehung neu zu stellen haben – und zwar nicht unter therapeutischem Gesichtspunkt, sondern im Blick auf eine normale Ausbildung von jungen Erwachsenen für ihre Aufgabe als Mütter und Väter. Erziehung kann und muß man lernen. Dies verlangt eigene Prioritäten auf verschiedensten Gebieten. Wir müssen im Feld der pastoralen Begleitung junger Menschen auf dem Weg in die Ehe und in der Familie ganz neue Modelle suchen, die auch wenigstens teilweise institutionell gesichert werden. Und dies dürfte nicht das Werk von ein paar Fachleuten werden. Auf die Kirche wird die Frage nach ausgebildeten Ehepaaren zukommen, die als Ehepaare anderen Paaren Gesprächspartner und Begleiter werden. Die Geistlichen Bewegungen werden in diesem Feld einen wichtigen Beitrag leisten können, weil und insofern sie über eine beachtliche Motivation und einen großen Reichtum an reflektierter Erfahrung verfügen.

3. FAMILIE – HOFFNUNG FÜR DIE KIRCHE

Die Ausschau nach Hoffnung wird sich auch in der Kirche auf die Familie richten. Die Kirche geht in den westlichen Ländern durch einen Umbruchsprozeß, der heute schon erkennen läßt, daß ihre Zukunft sicher stärker als je zuvor durch die Laien bestimmt wird. Das dürfte sich weniger

in der Problematik des Priesternachwuchses in den Ländern der westlichen Welt begründen als vielmehr in dem gewandelten demokratischen Lebensgefühl der Menschen und ihrem Verhältnis zur Autorität und in dem wachsenden Selbstbewußtsein der Laien, das sich im Sakrament der Taufe, der Firmung und der Ehe unabgeleitet begründet. Wenn von einer Neuevangelisierung heute gesprochen wird, dann wird diese zuerst und zunächst in der Familie geschehen oder eben nicht. Das bekommt sein ganzes Gewicht, wenn man mit Evangelisierung nicht nur Belehrung oder nur das gute religiöse Beispiel meint, sondern das Familienleben überhaupt. Die darin liegenden Lebensprozesse sind von enormer gnadenpsychologischer und -theologischer Bedeutung. Wir wissen längst, daß mit den Urerfahrungen in der frühen Kindheit die Gefühle entscheidend ausgerichtet werden, in denen eine Werterfahrung und damit auch eine Willensrichtung und Willensentscheidung für den einzelnen unbewußt mitgeprägt werden. So ist das Vater- und Muttererlebnis, das Erleben von Liebe und Treue, Haben und Teilen, Freude und Leid, Tröstung und Heilung, Vergebung und Fest, Mahl und Einheit und Solidarität... an den Lebensraum der Familie gebunden und sicher nicht ausschließlich - Gott sei Dank -, aber im Sinne des Ursprünglichen einzigartig tiefgreifend und schicksalhaft in seiner Wirkung. Sie bestimmen die religiöse Öffnung des Menschen, wenn man ihn unter der Perspektive des Zusammenhanges von Natürlichem und Gnadenhaftem sieht, wie ihn ein bedeutendes scholastisches Axiom beschreibt: „Die Gnade setzt die Natur voraus“. Das bedeutet: Das natürliche Erlebnis ist Grundlage, ja Medium, in dem Gott wirkt und zum Erlebnis werden kann. Damit wird das Elternerlebnis funktional zum Gotteserlebnis, das Liebeserlebnis zum Gotteserlebnis, das Vergebungs- und Tröstungserlebnis zu einem Gotteserlebnis. Der zweite Teil dieses oben angeführten Axioms ist ebenfalls im Blick auf die Familie neu zu werten, nach dem die Gnade die Natur erst richtig zur Vollentfaltung und zur Vollendung bringt. Heute so gesagt, muß eine solche Sicht der christlichen Familie anmaßend und gewagt erscheinen. Es sagt ja nicht weniger, als daß das Christentum - einmal als inkarnatorische Offenbarungsreligion im Raum einer Ehe und Familie in Nazareth begonnen - mit seinem Evangelisierungsauftrag zutiefst abhängig ist von der Familie, und daß umgekehrt das Wohl und die optimale Entfaltung einer Familie der Botschaft des Evangeliums bedarf. Aber genau das ist gemeint. Die Botschaft Jesu vom Reich Gottes ist eindeutig gebunden an den Erfahrungsraum von Ehe und Familie, die offenbar von Jesus selbst, dem Offenbarungsträger, so überkulturell und überzeitlich verstanden wurde, daß er das Gottesbild uns als Vater- und Mutterbild zeichnete, um die Ursprungs- und Sinnzusammenhänge in Schöpfung und Erlösung vorstellbar zu machen (vgl. Lk 6,25-33; 15,11-31), und daß er die letzten großen Geheimnisse der Endzeit uns in einer Braut-

und Hochzeitssymbolik erschlossen hat (vgl. Mt 22,1-14; 25,1-13; Joh 2,2-12; Offb 19,7-9 u.a.m.).

So wird die Familie für die Kirche zu dem entscheidenden Hoffnungsträger. Nicht nur, weil ihr die Masse ihrer Mitglieder auch in Zukunft aus christlichen Ehen zuwächst, sondern weil die Gegenwart Gottes in diesem sensiblen Gebilde so dramatisch wirkt, was eine frühere autoritäre und klerikale Kirche nur ansatzweise realisieren konnte. Daß die Ehe ein Sakrament ist, hat mit all dem entscheidend zu tun und erscheint in Zukunft mit einer ganz neuen Plausibilität nicht zuletzt auch denen, die amtlich, sendungsmäßig Anteil erhalten haben an dem schwierigen Werk der Evangelisierung und vielfach als ehelose Menschen in der Kirche leben.

Hoffnung braucht unser Mittun

All dies erfordert sicher eine umfassende Neuorientierung in der Pastoral – vor allem eine neue Solidarisierung und „Konspiration“ zwischen den Eltern und den Priestern und den Hauptamtlichen im pastoralen Dienst. Es wird zu überprüfen sein, ob die Ausbildung der hauptamtlichen „Pastoralleute“ dieser Grundkonstellation schon inhaltlich, methodisch und organisatorisch gerecht wird, die die Christen in der nahen Zukunft auf die Aktualisierung der besten Erfahrungen urkirchlichen Lebens in den „Hauskirchen“ zu drängen scheint. Wie radikal dieses neue Laien- und Familienbewußtsein die Kirche umgestalten könnte und auf die Familie als Hoffnungsträger für die Kirche verweist, kann ein Zitat von J. Kentenich zeigen:

„Es sind unsere Soziologen, die nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß es im verflossenen Jahrtausend vornehmlich die Ordensgemeinschaften älteren Stils waren, die eifersüchtig den Titel familia Dei für sich reserviert haben. Mit Stolz sprach man in diesen Kreisen – so heben unsere Gewährsmänner hervor – vom Vater Abt und von Äbtissin-Mutter und von deren geistlichen Kindern, von Söhnen und Töchtern, von Brüdern und Schwestern. Aus den religiös weniger entwickelten Häusern flohen während dieser Zeit Tausende der besten Söhne und Töchter in den Schutz der geistlichen Väter und Mütter. Es geschah durchweg aus der begründeten Furcht, zu Hause nicht den hochgelagerten Geist zu finden, nach dem die innere Sehnsucht drängte. Die moderne Familienbewegung greift diesen Ansatzpunkt auf. Sie drängt aus dem Atem und den Bedürfnissen der neuzeitlichen industriellen und pluralistischen Gesellschaftsordnung kraftvoll und unausgesetzt zu einer umfassenden Neuordnung der Familie mit einem neuen Geist, der es den Familienmitgliedern möglich macht, im eigenen Kreis und Rahmen zu finden, was man früher in besagten Ordensgemeinschaften gesucht hat. Das Bestreben geht dahin, das moderne Familienleben so zu durchseelen und zu durchgöttlichen, daß man in dieser Familie heiligmäÙig leben und sterben kann“ (J. Kentenich, unveröffentlichtes Manuskript, Milwaukee 1963).

In der Bergpredigt werden Menschen als das *Licht und Salz der Welt* angesprochen, insofern sie in einer tiefen Lebenseinheit mit Christus zu leben beginnen (vgl. Mt 5,13-16). Das „*ihr seid*“ wurde in seiner Wirkungsgeschichte im Laufe der Jahrhunderte auf unterschiedliche Gruppen innerhalb der Kirche hin ausgelegt und von diesen jeweils als Anspruch besonders an sie verstanden. Größtes ist daraus geworden. Dabei wollen wir durchaus das Problematische und Gefährliche an solch einer gläubigen Applikation nicht übersehen. Was würde geschehen, wenn ganz unten an der Basis der Kirche die Eheleute und ihre Familien dieses Wort als vor allem für sie in der Welt von heute gesprochen verstünden und liebten und ein schöpferischer Prozeß sich freisetzte?! Die Kirche käme der Realisierung einer prophetischen Vision des Vaticanums II über die *Kirche in der Welt* von morgen nahe.

Hubertus Brantzen

Seelsorger und Seelsorgerin sein

Impulse nach Lk 1

Je mehr etwas fragwürdig wird, desto mehr kommt es ins Gerede. So geht es auch mit der Frage: Was ist ein Seelsorger oder eine Seelsorgerin? Diese Frage wird gestellt, seit es die Kirche gibt. Doch überblickt man die Flut von Büchern zu diesem Thema, die in den vergangenen zehn Jahren veröffentlicht wurden¹, wird deutlich: Offensichtlich ist dieser Beruf und diese Berufung in der Kirche keine Selbstverständlichkeit mehr. Ansehen und Sozialstatus dieses Berufes werden in unserer Gesellschaft immer geringer. Seelsorger und Seelsorgerin sein, gleichgültig ob als Priester oder Diakon, ob als Pastoralreferent oder Gemeindeferentin, ist „fragwürdig“ geworden.

Versucht man eine spirituelle Antwort auf die Frage nach dem Seelsorger, kommen zwei Perspektiven in den Blick. Der Seelsorger – wie der Priester so auch alle anderen Seelsorgeberufe – steht in der Nachfolge des ersten und eigentlichen Seelsorgers und Hohenpriesters Jesus Christus. Sein Tun bezieht sich immer auf das Tun Christi. Sein seelsorgliches Handeln bezieht seine Kraft und Fruchtbarkeit von Christus her. Darum ist der Seelsorger in seiner Gemeinde nie nur der Gebende und Handelnde, sondern immer zugleich ein Empfangender.

Mit der Perspektive des Empfangens beschäftigen sich die folgenden Überlegungen. Sie gehen davon aus, daß man in der Gestalt Marias Lebens- und Glaubensmuster entdecken kann, die für das Selbstverständnis und das Handeln des Seelsorgers hilfreich sind. Die hier angesprochenen Elemente sind spirituelle Elemente für jeden zum Apostolat gerufenen Christen. Doch sind sie für den in der Seelsorge Tätigen in eigener Weise treffend. Die Kindheitsgeschichte nach Lukas bietet entsprechende Anregungen.

1. Ein Mensch mit Geschichte (Lk 1,27-28)

Wenn Gott in der Welt und an den Menschen wirkt, trifft sein Wirken eine konkrete geschichtliche Situation und konkrete Menschen mit einer bestimmten Geschichte und genuinen Dispositionen. Bei Maria trifft Gott auf eine „Jungfrau, die verlobt war mit einem Mann namens Josef, der aus dem Haus Davids stammte“. Es ist nicht irgendeine Frau, sondern die Frau Maria, die Gott beim Namen ruft.

Der Seelsorger ist einer, der persönlich von Gott angesprochen und persönlich gemeint ist. Gott kennt ihn: seine Familie, aus der er stammt, seine Biographie. Er weiß darum, warum er so und nicht anders geworden ist. Er wendet sich ihm zu, spricht ihn an, will

ihn als Werkzeug. Dabei nimmt er ihn so, wie er ist, mit seinen Fähigkeiten und Unfähigkeiten, mit seinen menschlichen Möglichkeiten und Begrenzungen.

Es ist tröstlich, daß Gott auch den, den er zu besonderen Aufgaben im Reich Gottes ruft, nicht zuerst unter der Rücksicht von dessen Funktionstüchtigkeit anspricht, sondern als originellen Menschen: als Klaus, Günter, Christa oder Doris. „Ich habe dich beim Namen gerufen; mein bist du“ (Jes 43,1).

2. Vor Gottes Anrede erschrecken (Lk 1,29)

Das „Nicht ich, Herr“ hat eine lange und wichtige Tradition in der Geschichte des Glaubens. Das Erschrecken über Gottes Anrede und Abwehr gegen seinen Auftrag ist geradezu Kriterium für echte Berufung. Einer, der sich vordrängt, wird für sich und vor den Menschen unsicher sein und bleiben, ob Gott ihn tatsächlich sendet.

In einem Gespräch mit jungen Seelsorgerinnen und Seelsorgern kam es zu der Frage, ob man aufgeregt sei, wenn man zur sonntäglichen Predigt an den Ambo tritt. Nacheinander erzählten die einzelnen, wem „ein Kloß im Halse steckt“, wer es „im Magen spürt“ oder wer ganz einfach aufgeregt ist. Dann meinte jemand: „Vielleicht ist es gar nicht das Ziel, möglichst ‚cool‘ seine Predigt zu halten, sondern ‚aufgeregt‘ in dieser Aufgabe zu bleiben. Dann bleibt deutlich, daß wir nicht im eigenen Namen, sondern im Auftrag reden.“

3. Eine Botschaft und einen Auftrag erhalten (Lk 1,28-33)

Wenn Gott auf den Menschen zugeht, dann sagt er eine doppelte Botschaft: Er sagt etwas über den, der die Botschaft erhält, und über die Aufgabe, die er erfüllen soll.

Die Botschaft Gottes an Maria, die eine Botschaft erhält, lautet: „Du bist eine ‚Begnadete‘, voll der Gnade.“ Maria kann und soll vor Gottes Anrede Ehrfurcht, aber keine Furcht haben. Sie hat Gnade gefunden bei Gott. Dort, wo Gott auf den Menschen zugeht und der Mensch das Kommen Gottes zuläßt, wird der Mensch ganz von seiner Liebe erfüllt und ausgefüllt.

Die Begnadung macht Maria fähig, einen Auftrag von Gott zu empfangen. Dieser Auftrag ist nicht nur für sie selbst wichtig, sondern ein Dienst an den anderen Menschen. Der Mensch, auf den Gott zugeht und der Gott einläßt, erhält eine Sendung für sich und für andere.

In einem Ausbildungskurs malten junge Diakone „ihre“ Wappen (analog den Bischofswappen), die ihre persönliche Sendung als Seelsorger ausdrücken sollten. Nicht große und gut formulierte Pastoralkonzepte, sondern ihr eigenes persönliches Seelsorgerideal sollte dargestellt werden.

Die Vielfalt und der Reichtum waren überzeugend: Neben den Anliegen und Problemen der Zeit und den Schwierigkeiten in den Gemeinden wurde die persönliche Berufung der einzelnen deutlich.

Auf den Bildern konnte man Wahlsprüche lesen wie „Beziehungen knüpfen“, „Daß alle eins seien“, „Heimat schenken“, „Ihr seid das Licht der Welt“, „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen“, „Helfer eurer Freude“, „Vorangehen im Glauben“.

Diese Leitsätze wurden interpretiert durch Zeichen, Bilder und Symbole: Da waren Sonnen, Lichter, Häuser oder Menschen in Kreisen zu sehen. Jedes Bild sprach für sich: So möchte ich meinen Auftrag als Seelsorger verstehen – mit Freude!

Jeder Seelsorger oder jede Seelsorgerin könnte in seinem oder ihrem Arbeitszimmer ein solches Wappen aufhängen. Es stellt dar, was der allgemeine Ruf zur Seelsorge individuell für den einzelnen bedeutet, was die individuelle Berufung zur Seelsorge bedeutet.

4. Nachfragen (Lk 1,34)

Wenn Gottes Sendung den Menschen trifft und der Mensch diese Sendung in rechter Weise bedenkt und erfährt, ist er von dieser Sendung überwältigt: „Wie soll das geschehen?“ Es können die verschiedenen Lebensumstände oder bereits erfahrene Schwäche sein, die diese Fragen stellen lassen. Die Sendung und die damit verbundenen Anforderungen erscheinen einfach zu groß, als daß sie erfüllt werden könnten.

Doch das ist nur die eine Seite der Nachfrage. Marias Nachfrage sagt auch etwas über ihr Verhältnis zu Gott aus. Sie sagt keineswegs zu allem Ja und Amen, auch nicht, wenn ein Auftrag von Gott kommt. Sie ist nicht das hilflose Mädchen, das – vielleicht gar naiv – einwilligt. Sie ist vielmehr die erwachsene Frau, die erwachsene Partnerin Gottes, die nüchtern nachfragt. Ihr Kindsein vor Gott drückt sich also nicht in Fraglosigkeit oder Willenlosigkeit aus, sondern in unbefangenen, ja vertrautem Nachfragen. So verhält sich ein Mensch, der den Umgang mit Gott pflegt.

Ein junger Priester erzählte in einem Gespräch, er habe in den vergangenen zwei Monaten keinen freien Tag mehr gehabt. Die Termine jagen sich, er selbst treibe von einem zum anderen. Zu konzeptioneller Arbeit habe er überhaupt keine Zeit mehr.

Im weiteren Gespräch stellte sich heraus, daß die Zeit auch für das Gebet nicht mehr ausreichte. Er meinte bedauernd, er könne seine Probleme und Anliegen kaum mehr vor Gott tragen.

Das Ringen mit Gott um das Verstehen des eigenen Weges und des pastoralen Dienstes ist wesentlicher Bestandteil der Seelsorge. Ein Seelsorger, der nicht im Gebet fragt „Wie soll das geschehen?“, verliert den Kontakt zu Gott und damit die Quelle seiner Arbeit. Sein religiöser Grundwasserspiegel beginnt zu sinken. Seine Arbeit wird, trotz vielleicht guter Methoden, kraftlos. Die Berufsmotivation verflüchtigt sich.

Wer sich dagegen immer neu auf das Ringen um die Antwort auf jene Grundfrage einläßt, wird die Freude an seiner Arbeit vertiefen und sich oft genug über die Antworten Gottes wundern.

5. „Heiliger Geist wird über dich kommen“ (Lk 1,35-37)

Das, was für den Menschen unmöglich erscheint, wird möglich, wenn Gottes Geist über den Menschen kommt. Wenn der Mensch wie Maria mit Gottes Geist ausgerüstet ist, dann wird sogar möglich, daß Gott in die Zeit eintritt und Mensch wird. „Denn für Gott ist nichts unmöglich.“

Wenn der Mensch, der von Gott einen Auftrag erhält, um sich schaut, wird er Beispiele anderer Menschen entdecken, an denen Gott auch wunderbar handelt. So soll Maria nach des Engels Worten auf ihre Verwandte Elisabeth schauen.

Zuversicht und „guter Hoffnung sein“ sind Zeichen, daß Gottes Geist wirkt. Mutlosigkeit und Resignation sind Zeichen von Geistvergessenheit. Überall dort, wo für Jesus Christus, das Reich Gottes und die Kirche Zukunft gesehen und erhofft wird, ist Gottes Geist am wirken. Dort, wo man in Gemeinden und Kirchenleitungen „schwarz“ sieht und sich als Bankrottverwalter empfindet, läßt man Gottes Geist keine Chance.

Überprüfen Seelsorger ihre eigene Situation und das eigene Lebensgefühl und schauen auf ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter um sich herum, tun sie gut daran, besinnlich zu werden. Die Gewissenerforschung eines Seelsorgers stellt Fragen wie „Traue ich dem Geist Gottes zu, daß er auch durch mich wirken kann?“ – „Werde ich von Zuversicht und Hoffnung oder mehr von Mutlosigkeit und Resignation bestimmt?“

6. Ja sagen (Lk 1,38)

Nachdem Maria nachgefragt und die Zusage erhalten hat, daß Gottes Geist über sie kommt, sagt sie ja zum Auftrag Gottes: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du gesagt hast.“

In einem Kreis von Ausbildungsleitern verschiedener pastoraler Berufe wurde berichtet, daß heutige Berufsanfänger nicht mehr so sehr den Wunsch nach einem Beruf fürs ganze Leben haben. Junge Menschen stellen sich eher darauf ein, für einen überschaubaren Zeitraum von etwa zehn Jahren einer Tätigkeit nachzugehen, um sich dann neu zu orientieren.

In jenem Gesprächskreis folgte der Kommentar, daß die Vorläufigkeit von Entscheidungen sich nicht nur auf den Beruf, sondern generell auf Lebensentscheidungen bezieht, so auch beispielsweise auf Partnerschaft und Ehe. Die weitere Frage lag nicht fern: Können in einer solchen gesellschaftlichen Atmosphäre Entscheidungen für lebenslange Seelsorgeberufe reifen? Ist es möglich, an „Priester auf Zeit“ zu denken? Phantasieren möglicherweise junge Priester in die Richtung „Ich tue diesen Dienst in dieser Lebensform, solange es eben geht?“

„Siehe, ich bin die Magd des Herrn“ ist eindeutig eine Entscheidung gegen diesen gesellschaftlichen Trend. Es ist die klare Entscheidung „für immer“.

7. *Christus in sich tragen*

Maria läßt sich auf Gott ein. Sie läßt sich ansprechen und vom Geist Gottes berühren – und empfängt Christus. Sie kann mit Paulus in eigener Weise sagen: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). Sie trägt Jesus, den Sohn des Höchsten, leibhaftig in ihrem Leib. Wer wie sie ja sagt zu Gottes Anfrage, wird Christus in sich tragen.

Dieser mystische Aspekt lebendigen Glaubens hat in der Spiritualität der Kirche eine lange Tradition. Doch ist er ebenso schwer verständlich, besonders für Männer – und die meisten in der Seelsorge Tätigen sind eben Männer.

Es ist ein fraulicher Aspekt des Glaubens, „schwanger“ mit Jesus Christus zu sein. „Guter Hoffnung“ mit Christus zu sein, ist ein ungewohnter Gedanke. Für eine Frau, die leibliche Mutter ist, kann dieses Bild, das in Maria leibhaftige Realität wurde, eine neue Dimension des Glaubens eröffnen.

Doch für einen Mann kann ein solches Bildwort eher befremdend wirken. Und dennoch: Warum soll nicht auch ein Mann eine solche Vorstellung für sich zulassen? Ein Mann wird nur dann im Vollsinn Mensch als Mann sein können, wenn er das Weibliche in sich kultiviert. C. G. Jung würde formulieren: Jeder Mann muß die „Frau“ aus seinem „Schatten“ hervorholen, jeder Mann muß auch die „anima“, die weibliche Seele in sich aufleben lassen.²

Richard Rohr erzählt von seinen Erfahrungen als Exerzitienmeister für Priester. Er meint, es sei für ihn unmöglich gewesen, seine Exerzitianten aufzufordern, sich mit ihrer „weiblichen Seite“ zu befassen. So drückte er sein Anliegen aus in der Aufforderung, „wilde Männer“ zu werden. Damit meinte er einen Durchgang durch das Frausein, um ganz Mann sein zu können.³

8. *Zu den Menschen gehen (Lk 1,39-40)*

Nachdem Maria ja gesagt und Gottes Geist sie erfüllt hat, treibt es sie hinaus. „Nach einigen Tagen machte sich Maria auf und eilte in eine Stadt im Bergland von Judäa.“

Wer so wie Maria mit Gott in Kontakt getreten ist, bleibt nicht mit sich und seinem engsten Lebenskreis allein. Gottes Geist drängt hinaus in die Welt.

Hier wird im Keim angedeutet, was heute oft in der Doppelperspektive von „Mystik und Politik“ verhandelt wird.⁴ Christliche Innerlichkeit und Mystik, in der sich der Mensch für das Wirken des lebendigen Gottes in seinem Leben und Inneren offenhält, wird einseitig oder gar sektiererisch, wenn nicht der apostolische Anspruch und das Engagement in der Welt wahrgenommen werden.

9. Als Werkzeug dem Wort Gottes dienen (Lk 1,41.44)

Wenn ein Mensch, „ausgestattet“ wie Maria, zu den Menschen geht, „kommt er an“ und wird etwas bei den Menschen bewirken. Das Wort Gottes – Jesus Christus –, das in ihm lebt, wird bei den Menschen lebendig. Darum wirkt der Gruß Marias so sehr auf Elisabeth ein, daß das Kind in ihrem Leib davon betroffen wird: Das Kind in ihrem Schoß hüpfte vor Freude.

Die Folge einer solchen Begegnung ist, daß die betroffenen Menschen ihrerseits vom Geist Gottes erfüllt werden. Elisabeth erkennt Maria als die Mutter ihres Herrn.

Die russische Ikone „Muttergottes des Zeichens“ zeigt Maria in Orantehaltung und in einem Kreis – sichtbar dargestellt – Jesus Christus, den sie trägt. Wenn ein Mensch Gott die Arme entgegenstreckt wie Maria, wird in irgendeiner Weise für andere Menschen erlebbar, daß Christus im Spiel ist.

10. Lob empfangen und annehmen (Lk 1,42-47)

Wenn Großes durch einen Menschen geschieht, liegt es für die Umstehenden nahe, ihn und seine Taten zu loben. Maria sagt nun nicht etwa: „Nein, nein, lobe mich nicht, nenne mich nicht selig, ich bin doch nur die Magd des Herrn.“ Maria nimmt im Gegenteil das Lob Elisabeths entgegen. Sie freut sich darüber und bringt diese Freude in einem Lied zum Ausdruck, das bis zum heutigen Tag in der Kirche gesungen wird.

Lob annehmen können ist eine Tugend, die denen, die von Demut sprechen, oft schwerfällt. Sich klein zu machen, sich niedrig einzuschätzen, wird als die bessere Haltung angesehen.

Viele Seelsorger werten fortdauernd ihre eigene Arbeit ab: „Da kommt ja doch nichts dabei heraus.“ – „Ja, das war nicht schlecht, aber ...“ Sie bemerken dabei nicht, daß sie bei sich und den anderen Freude über das Reich Gottes verbindern.

In einem Konvivialberichtete ein Kaplan, wie schwierig alles sei: das Zusammenleben mit dem Pfarrer im Pfarrhaus, die Haushälterin, der zurückgehende Gottesdienstbesuch, die Aggressionen der Jugend, mit der er zusammenarbeiten soll. Jemand sprach diesen Kaplan an: „Wenn man dich so hört, fragt man sich, warum du überhaupt in diesem Beruf noch mitmachst. Gibt es denn überhaupt nichts, was schön ist und dir gelingt?“ Entrüstet entgegnete der Kaplan: „Ja, so ist es auch wieder nicht. Es gibt natürlich auch Dinge, die gut laufen!“

Warum nennen wir das, was gelingt, was Freude bereitet, was uns Lob einbringt, nicht zuerst – und mit Genuß? Wir wissen doch sehr genau, daß das nicht einfach alles unser eigenes Verdienst ist. Die Freude darüber, daß Gott uns als Werkzeuge benutzt, ist ausreichend Grund, Lob und Anerkennung anzunehmen.

Seelsorger von heute bedürfen dringend eines Perspektivenwechsels in der Reflexion ihrer Arbeit. Wenn zehn Seelsorgerinnen und Seelsorger zusammensitzen und einander ihre Frustrationserfahrungen berichten, entsteht der Eindruck, die Kirche sei am Ende. Das entspricht weder der Wirklichkeit noch hilft es, seelsorgliches Handeln zu verändern. Zweierlei ist vonnöten: Einerseits gilt es, kirchliche Realität nüchtern wahrzunehmen, zu analysieren und Konsequenzen für die Arbeit zu ziehen, andererseits aber auch sehr deutlich das Wirken Gottes in den vielen kleinen seelsorglichen Begegnungen und manchmal auch in großer Gemeinschaft zu entdecken und sich darüber zu freuen.

11. Das Lob weitergeben (Lk 1,46-56)

Freilich beläßt Maria es nicht bei der Annahme des Lobes an ihre Person. Sie gibt das Lob weiter an den, dem es letztlich gebührt. Sie preist die Größe des Herrn, der auf die Niedrigkeit seiner Magd herabgeschaut hat. Sie erkennt an, daß die Geschlechter sie selig preisen werden, weil der Mächtige so an ihr gehandelt hat.

In der konkreten Seelsorge wird ein Seelsorger nach einem Lob kaum oder selten das Magnifikat anstimmen. Doch kann er im Gebet vor Gott sich darüber freuen, daß etwas gelungen ist, und für das Wirken des Gottesgeistes in ihm danken.

12. Sich mit dem Wort Gottes identifizieren

Der Lobpreis, den Maria spricht, ist der längste Text, den ein Evangelist sie sprechen läßt. Dieser Text ist jedoch eine kunstvolle Zusammenstellung aus alttestamentlichen Zitaten. Maria drückt sich also selbst in den Worten der Heiligen Schriften, in den Worten Gottes aus. In diesen Worten ist sie ganz sie selbst und zugleich ganz „Zitat“ (Klaus Hemmerle).

Der Mensch, der wie Maria auf andere zugeht, dieses Zugehen sogar als Beruf hat, wird wie sie mit seinem ganzen Leben Zeugnis geben – mit dem Leben, das aber ganz Leben aus dem Wort Gottes ist.

Die Angst, sich „total“ mit der Kirche, die das Wort Gottes verkünden soll und will, zu identifizieren, geht auch unter Seelsorgern um. Die Befürchtung, mit dem Wort Gottes neben dem zu liegen, was in der Gesellschaft annehmbar und plausibel erscheint, ist groß. Wenn es gar um eine Identifikation mit der äußerlich sichtbaren und erlebbaren Kirche geht, die voller „Flecken, Falten und anderer Fehler“ (Eph 5,27) ist, wird es noch bedrängender.

In der Erfahrung Marias gibt es keine „nur grundsätzliche“ oder „Teilidentifikation“, sondern nur eine Ganzidentifikation. Ein Mensch, der in sich steht, weil er in Gott lebt, wird keine Angst haben, sich selbst hinzugeben

oder zu verlieren. Er kann sich getrost ganz in Gott „verlieren“ und wird sich dabei erst richtig finden und fruchtbar werden.

Maria schiebt ihr Magdsein nicht weg. So braucht auch kein Christ und kein Seelsorger jene Makel und Runzeln in der Gemeinschaft der Glaubenden, der Kirche, zu leugnen und kann sich dennoch mit der Mitte der Verkündigung, Jesus Christus selbst, ganz identifizieren.

13. Diakonisch wirksam werden (Lk 1,56)

Maria bleibt drei Monate bei Elisabeth. Die beiden Frauen werden noch oft über das, was Gott durch sie getan hat, gesprochen haben. Doch wird diese Zeit auch schlicht mit Arbeit erfüllt gewesen sein. Maria wird sich nicht damit begnügt haben zu reden. Sie wird auch konkret angepackt haben.

Kirchliche Verkündigung und das Reden ihrer Repräsentanten werden heute mehr denn je an den Taten gemessen. Die Glaubwürdigkeit hängt wesentlich daran, ob Seelsorgerinnen und Seelsorger im Leben der Menschen präsent sind.

Mit Recht wird in der heutigen Selbstkritik der Kirche hervorgehoben, daß das diakonische Element der Seelsorge in vielen Gemeinden in Vergessenheit geraten ist und entsprechende Institutionen wie den Caritasverband delegiert wurde.

Das Zeugnis ohne Worte in der helfenden Tat (vgl. „Evangelii nuntiandi“) wird oft das erste Zeugnis der Verkündigung sein und in vielen Fällen auch das einzige bleiben. Doch ist diese Art der Verkündigung nicht eine „Vorstufe“, der das „Eigentliche“ erst noch folgen muß. Es ist genuine christliche Verkündigung und echtes Glaubenszeugnis.

Marianische Haltung in der Seelsorge

Dieser Durchgang durch die lukanische Kindheitsgeschichte läßt ahnen, wie fruchtbar eine Meditation der Gestalt Marias für das Verständnis von Seelsorge und für das Selbstverständnis von Seelsorgern und Seelsorgerinnen sein kann.

Die verschiedenen, hier angedeuteten Elemente von marianischer Spiritualität geprägter Seelsorge lassen sich als ein Modell begreifen, wie Kirche immer ihr Handeln verstehen kann:

- Menschen mit je eigener Geschichte
 - werden von Gott angesprochen
 - erhalten einen Auftrag
 - werden von Gottes Geist erfüllt
 - sagen ja
- Christus wird in ihrer Mitte lebendig
 - sie gehen zu den Menschen
- dienen als Werkzeug dem Wort Gottes

- identifizieren sich mit diesem Wort Gottes
- empfangen Lob - müssen aber auch einiges aushalten
- werden zu „Diakonen“ an den Menschen.

Genau diese Elemente lassen sich beispielsweise an der Kirche-Werdung an Pfingsten (Apg 2) beobachten. Wie der Sohn Gottes durch Maria, die Kirche „im Ursprung“⁵, in die Welt kommt, so wird er auch gegenwärtig durch den Geist in der jungen Kirche an Pfingsten. Überall, wo im Laufe der Kirchengeschichte Lebensaufbrüche entstanden und heute entstehen, lassen sich die gleichen Gesetzmäßigkeiten beobachten.

Mit Maria verbünden

So sind Seelsorgerinnen und Seelsorger, die in ihren Gemeinschaften und Gemeinden geistliches Leben entzünden wollen, gut beraten, Maria nicht als eine Randfigur christlichen Lebens zu behandeln, sondern sich mit ihr zu verbünden. „Verbünden“ heißt hier, sich auf die Art ihres Lebens und Glaubens einzulassen, sich in die Haltungen ihres Lebens und Glaubens hineinzuleben und hineinzuglauben. So kann „Maria“ zur Gestalt und Form werden, wie geistliches Leben gelingen und weitergegeben werden kann.

Marianische Spiritualität, wie etwa in der Form des Liebesbündnisses in Schönstatt, kann so prägend werden für die Menschen, die Seelsorge als ihren Beruf gefunden haben. Zugleich kann sie prägend werden für die Art und Weise, wie diese Menschen Seelsorge tun.

1 Um hier nur einige Beispiele zu nennen:

Karl Hillenbrand, *Die Liebe Christi drängt uns. Gedanken zum Dienst des Priesters*, Würzburg 1992; ders. / Medard Kehl (Hrsg.), *Du führst mich hinaus ins Weite. Erfahrungen im Glauben - Zugänge zum priesterlichen Dienst*, Würzburg 1991

Gisbert Greshake, *Priester sein*, Freiburg/Basel/Wien⁵1991

Christoph Kohl, *Amtsträger oder Laie. Die Diskussion um den ekklesiologischen Ort des Pastoralreferenten und Gemeindefreferenten*, Frankfurt 1987

Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung - Beratung - Begleitung, hrsg. von Hermann Stenger, Freiburg/Basel/Wien 1988

2 Vgl. C. G. Jung, z.B. *Grundwerk Olten* 1984, Bd. 2, 93 ff., 126 ff., u.a.; Bd. 3, 71 ff. u.a.

3 Richard Rohr, *Der Wilde Mann. Geistliche Reden zur Männerbefreiung*, München 1986, 43 u.a.

4 Vgl. z.B. Paul Zulehner, *Das Gottesgerücht*, Düsseldorf⁵1988, 32 ff. und 62 f.

5 So der Titel in: Joseph Kardinal Ratzinger / Hans Urs von Balthasar, *Maria - Kirche im Ursprung*, Freiburg 1980

Herbert King

Wissenschaftliche Erarbeitung der geistigen Welt Pater Kentenichs*

Obwohl das Wirken Pater Kentenichs in erster Linie im Dienst einer Lebens- und Gnadenbewegung stand, hatte das ideelle Element bei ihm eine außergewöhnlich große Bedeutung. Dies will vorliegender Beitrag etwas herausarbeiten.

1. BEDEUTUNG UND ORT VON STUDIUM UND WISSENSCHAFT BEI PATER KENTENICH

„*Genialität des Herzens und des Geistes*“

Pater Kentenich weist immer wieder auf die Bedeutung des Denkens hin:

„Aber da werden Sie auch spüren, wie wichtig das ist, daß wir ein klares Wissen haben. Das dürfen wir nicht vergessen. Wenn wir auch sagen, die *Genialität des Herzens* ist mehr wert als die *Genialität des Kopfes*, so wollen wir doch keine Gegensätze suchen, wo keine sind. Wenn wir daran denken, was uns letztlich als Ziel vor Augen schwebt, dann ist es klar, dann brauchen wir auch eine *geistige Ausbildung, eine geistige Sicherheit*, wenn Sie wollen: *in gewissem Sinne eine Art Genialität des Geistes, Genialität des Kopfes* ...“²

Und in Abwandlung eines Wortes von Bernhard von Clairvaux, wonach es besser sei zu glühen als zu wissen, sagt Pater Kentenich: „Besser ist glühen und wissen“.

Wissenschaftliches Bemühen als Weg zur Heiligkeit

„Saubere Wissenschaft ist eine saure Arbeit. Sie darf nicht von heute auf morgen mit Erfolg und Anerkennung rechnen. Am besten gedeiht sie wie alles, was Gott und Seele zum Gegenstand hat, unter dem Kreuze neben der Mater dolorosa.“³

Umgang mit Ideen bringt Unverständnis und Einsamkeit mit sich. Ideen bewirken kurzfristig meistens nur wenig, mittelfristig allerdings sehr viel, langfristig alles. Wer mit Ideen umgeht, braucht einen langen Atem. Darin kann eine besondere Art der Selbstverleugnung und Aszese liegen.

Ganz eng hängt für den Schönstätter wissenschaftliches Bemühen mit seiner Beziehung zur Gottesmutter Maria zusammen. Die Beziehung zur

* Referat beim Informationstag des Instituts für Kentenichforschung (IKF) am 20. November 1993.

Gottesmutter gibt ihm nicht nur ein schlichtes Herz, sie steht auch für einen Typ von Wissenschaft. Der mariologische Ansatz schafft auf vielen Gebieten einen eigenartigen Zugzwang und wird zu einem außerordentlich schöpferischen Prinzip.

„So wird jede Art ernstest wissenschaftlichen Bemühens ein Akt tiefer, inniger Marienliebe und eine wirksame Antwort auf die früher getätigte Weihe an die Dreimal wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt.“⁴

Schönstattgeschichtlich gesehen, hat Pater Kentenich sein wissenschaftliches Anliegen mit dem 20. Januar 1942 in Zusammenhang gebracht, also mit einem Moment und Symbol in seiner eigenen Biographie wie im Leben seiner Gründung, das es mit Kreuz und Hingabe des Lebens zu tun hat.⁵

Er hebt die „Nähe zur Anbetung“⁶ hervor, weist auf den Zusammenhang von „Wissenschaft und Weisheit“⁷, von Wissen und Liebe hin.

Wissenschaftliche Aufgaben

Immer wieder regt Pater Kentenich wissenschaftliche Tätigkeiten an. Es soll der Kirche und ihren Vertretern geholfen werden,

„in theoretischen, wissenschaftlichen, dogmatischen, psychologischen, soziologischen und moralischen Fragen“ ihre Aufgabe zu lösen.⁸

Das sagt er dem Bischof von Münster bei einem offiziellen Versprechen im Namen der Schönstattbewegung, nach seiner Rückkehr aus dem Exil, in einer Zeit großen ideellen Durcheinanders in der Kirche.

Es sind aber alte Anliegen, die hier formuliert werden. Schon 1949 spricht er von der Hingabe an „ernstere wissenschaftliche Aufgaben“ (...), um „die modernen drängenden Probleme wissenschaftlich zu durchforschen...“⁹

Wissenschaftliche Arbeitskreise, Seminare, Hochschule

So regt er immer wieder wissenschaftliche Arbeitskreise und Seminare an bzw. ermuntert diese, um „Initiative und ernste Forschungsarbeit zu wecken und hochzuhalten.“¹⁰

Alles zentriert sich in der Konzeption einer Hochschule oder auch Universität:

„Wenn wir einmal denken an die Idee einer ausgesprochenen schönstättischen Hochschule - ist an sich nichts Neues. (Wir) wissen, daß das ja im Gepräge oder im Lebensgefüge der Familie schon lange wirksam ist, eine derartige Hochschule.“¹¹

Priester und Laien sollen dort lehren und studieren.¹² Und er fordert auf, daß „die besten Kräfte sich ihr zur Verfügung stellen und sich dort um eine Professur bewerben.“¹³

2. PATER KENTENICH UND SCHÖNSTATT ALS GEGENSTAND DES STUDIUMS

Das Anliegen

Nicht zuletzt geht es Pater Kentenich darum, daß seine eigene Gründung und eigenen Anliegen entsprechend studiert werden. Er selbst hat viel gedacht und geschrieben. Er ist ein sehr „wissenschaftlicher“ Gründer. Er ist sich des ungeheuren ideellen Reichtums seiner Gründung bewußt. Das hat zu allen Zeiten Schönstätter angetrieben. Beachtlich viele Diplom- und Doktorarbeiten, Abhandlungen und Bücher (z.B. die Reihe „Schönstatt-Studien“) sind entstanden.

Immer wieder äußert Pater Kentenich seinen Schmerz, daß man bei einzelnen Erscheinungsweisen Schönstatts hängen bleibt und nicht zum Kern kommt. So betreibt er vor allem in den Jahren 1948/49 das Zustandekommen einer offiziellen Studienkommission von seiten des Bischofs. Große Hoffnungen verbindet er mit einer solchen. Doch sie kommt nicht zustande. Die beiden Visitationen der folgenden Jahre tun genau das, was durch die Studienkommission hätte verhindert werden sollen: Sie bleiben an einigen Ausdrucksweisen hängen, ohne den dahinterliegenden Grundansatz zu erkennen und zu studieren.

Besonders elektrisiert ist Pater Kentenich, als 1962 in der damaligen DDR Hubert Mohr aus marxistischer Sicht eine Doktorarbeit über Schönstatt vorlegt, die beachtlich viele Ansätze gut herausarbeitet.

Die Grundlagen herausarbeiten

Die oben angeführte „Genialität des Kopfes“ bezieht Pater Kentenich zunächst auf das „Schönstattwissen und das Schönstattkennen“.¹⁴

Er hält Ausschau nach Menschen und Institutionen,

„die es als Lebensaufgabe ansehen, mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Sorgfalt die Grundlagen unserer Lebens- und Erziehungsbewegung zu prüfen, zu sichern, zu befestigen, zu vermehren, sie in der Fachwissenschaft zu vertreten und gegen Angriffe jeder Art zu verteidigen.“¹⁵

Das hält er für sehr bedeutend für seine Bewegung, vor allem auch im Blick auf die Verunsicherungen und Neuorientierungen der heutigen Epoche:

„Nicht nur in der jetzigen Lage, sondern auch für die Zukunft ist es von Bedeutung, daß eine geistige Elite klare Prinzipien hat. Dann fällt es leichter, aus großer Zusammenschau und ausgeprägter Grundeinstellung heraus die einzelnen Fälle griffsicher zu lösen. Die wurzellose, bewegte Zeit, der wir entgegengehen, verlangt eine lichtvolle, solide Prinzipienlehre.“¹⁶

Dafür braucht es eine eigene Hochschule. Die Chancen für eine solche standen in den Jahren nach 1945 sehr gut. Auf diese bezieht sich eine Reihe der hier zitierten Texte. Alles ging dann aber wieder unter in den Jahren der kirchenamtlichen „Prüfung“ Schönstatts.

„Das weitschichtige Material aufarbeiten“

Pater Kentenich ist sich bewußt, daß in der von ihm begründeten Schönstatt-Tradition ein überreiches Material angesammelt ist. Dieses darf nicht vermodern.

„Sie (die Hochschule) wollte das weitschichtige Material neu aufarbeiten und für den Gebrauch mundgerecht machen. Was so unmöglich geworden, kann und mag - so Gott will - morgen oder übermorgen vielleicht einmal von anderen Männern und Gemeinschaften übernommen werden.“¹⁷

„Ich glaube, unsere Hochschule hat viel Arbeit, wenn sie das riesige Gedankenmaterial noch einmal überarbeitet, das heißt noch einmal durcharbeitet. Ich glaube nicht, daß wir in absehbarer Zeit viel Originelles von der Hochschule erwarten sollen, sondern ihre Aufgabe wird es sein, das ganze System noch einmal darzustellen und den folgenden Generationen zuverlässig zu übermitteln. Wer heute neue Arbeit sucht, ohne daß er das Alte kennt, der leistet Sisyphusarbeit. Wie wenige in der Familie kennen das ganze System! Wir brauchen - zumal in der Elitengemeinschaft - Persönlichkeiten, die die Ideen kennen, sie zielsicher anwenden und weitergeben können.“¹⁸

„Schätze heben“, von denen vielfach „nichts geahnt wird“

Ganz vieles ist nicht bekannt, nicht studiert, nicht gehoben.

„Vielfach wird nicht einmal geahnt, wieviel geheime Lebensschächte hier noch aufzuschließen und auf ihren Goldgehalt zu prüfen sind.

Man denke nur einmal an alles, was mit Erfassung, Durchdringung, was mit Reinigung und Läuterung und was mit Durchseelung, Durchsittlichung und Durchgöttlichung der Seelentiefen verbunden ist und unser gesamtes Brauchtum schöpferisch hervorgebracht hat. (...) Leider ist das weniger bekannt. Es mag noch lange dauern, bis all die Schätze gehoben sind, die Gottes Weisheit und Güte uns in überreichem Maße geschenkt hat.

Schöpferische Geister haben hier eine ausgedehnte Möglichkeit, sich als gewandte Schatzgräber zu betätigen.“¹⁹

Schöpferisches „Heben“

Es geht dabei nicht nur um ein Erinnern und Neuentdecken von Vergessenen. Viele Aspekte müssen erst aus Einbindungen herausgelesen und entflochten werden.

„Wir haben früher so häufig gesagt: Es gibt heute gar keine Strömung, die nicht Pate stand am Anfang unserer Familiengeschichte, ob es sich um die mystische Strömung, um die Jugendbewegung, um die liturgische oder die biblische Bewegung handelt. Ich müßte Ihnen auch einmal darstellen, *daß alles aufgegriffen worden ist. Freilich, viele Dinge sind nachher „in den Windeln“ hängen geblieben*, weil das zu universell ist. Und wer sollte Ihnen das geben, als Sie so lange allein waren? Aber grundsätzlich werden wir kaum etwas finden, das heute doziert wird, was wir damals nicht gehabt und getan hätten. Freilich das eine oder andere kann stärker akzentuiert werden, das ist klar. Vox temporis vox Dei!“²⁰

„Unsere nächste Aufgabe besteht nun darin, alles zu sammeln, zu straffen, was der liebe Gott angeboten hat. Was vielleicht *funktionell* in uns, auch in der Familie als Ganzes wirksam ist, das muß nun *zielstrebig reflexiv gesichtet*, auf ein letztes Ziel gestrafft und dann als Dauergut gesichert werden.“²¹

Vieles ist also „funktionell“, d.h. unreflektiert, selbstverständlich, kaum bemerkt im „Gefüge“ der Geistigkeit Pater Kentenichs enthalten. Es muß noch „zielstrebig reflexiv gesichtet“ werden. Vieles muß erst zusammengesellen werden in dem doppelten Sinn des Wortes: Zusammensuchen und querlesen. Pater Kentenich hat eine ausgesprochen situierte Darstellungsweise, so daß an einer Stelle meistens nur ein Aspekt des Ganzen zu finden ist. Dieser ist zudem sehr häufig organisch einseitig akzentuiert.

Darauf weist er immer wieder selbst hin. So im folgenden Beispiel:

„Und wenn die Liebe schlechthin der Grundaffekt, der Uraffekt des menschlichen Lebens, des menschlichen Seins ist, *was alles noch einmal neu bewiesen werden muß* -. (Das) ist natürlich im weitesten Ausmaße im Laufe der Jahrzehnte in der Familie geschehen, *ist aber zu stark nebeneinander aufgefaßt (worden), ist nicht als Ganzes hineingedrungen, ist also keine zentrale Idee, zentrale Aufgabe (geworden)*. All das will jetzt noch einmal neu erobert werden.“²²

Das konkrete Beispiel „Liebe“ steht für viele andere Themen.

Die Denkform

Das gilt ganz besonders für die Denkform Pater Kentenichs und Schönstatts. Um diese geht es ihm immer wieder. Von dieser her muß letztlich alles gesehen, auch neu gesehen werden:

„... die eigentliche Aufgabe der Hochschule muß darin bestehen, unsere originelle Denkform den Hörern zu vermitteln. Das ist eine schwere Aufgabe.“²³

Es ist dies „Die Denkform ...“, die der ganzen Bewegung von Anfang an geistige Klarheit, Sicherheit und Einheit gegeben“ hat.²⁴

„Denkform“ bei Pater Kentenich bedeutet Spannungseinheit von verschiedenen Denkansätzen. Er reklamiert für sich ein ausgesprochen „universelles“ Denken:

„Universalismus der geistigen Haltungen. Radikal alles soll mithineingezogen werden in den Kreis unseres Denkens und unserer apostolischen Tätigkeit. (...)

Alle originellsten Philosophien der originellsten Orden wollen in unserer Familie eine Heimstätte finden. Ich muß diese paar Worte beifügen, versage es mir aber, sie auszuführen und richte das Gesagte in der Hauptsache an die Adresse unserer Hochschule.²⁵

Im gleichen Zusammenhang weist er darauf hin, daß im Lauf der Geschichte sich verschiedene Philosophien entfaltet haben. Er nennt in der eben zitierten Quelle vier: Weisheits-, Seins-, Lebens- und Liebesphilosophie. Alle seien in seinem Denken enthalten.

Eine dreifache Denkform

Ich meine, daß wir letztlich von einer dreifachen Denkform bei Pater Kentenich reden können:

Es ist ein lebensmäßig-organisches Denken,
ein ideenmäßig-prinzipienhaftes Denken
und ein personalistisch-existentiell-geschichtliches Denken.

Vieles ist von Pater Kentenich selbst in beachtlicher Bewußtheit und auch Wissenschaftlichkeit ausdrücklich schon formuliert. Anderes muß aber, wie gesagt, noch mehr gehoben, herausgelesen, entflochten und zusammengelesen werden. Eine oft nur implizite („funktionelle“) Philosophie, Theologie, Psychologie, Soziologie und Pädagogik muß erst noch mehr ins reflexive Bewußtsein gehoben werden, um dann entsprechend wissenschaftlich verarbeitet zu werden.

Das gedanklich-ideelle System Schönstatts ist letztlich ein *System in Organismus und Geschichte*. Aus diesem gilt es, die darin formulierten Ideen zu entfalten und weiterzuspinnen.

Vergleich mit dem Christentum

Pater Kentenich weist gelegentlich darauf hin, daß sein Denken, näherhin der Ort seines Denkens, eine große Ähnlichkeit mit dem Christentum selbst hat. Auch beim Christentum ging es zunächst um einen Lebensvorgang. Das Denken kam später. Erst mit der Zeit hat es aus diesem Lebensvorgang Prinzipien herausgelesen und formuliert. Und so wurde es allmählich auch ein ernstzunehmendes Denken und nicht nur ein ernstzunehmendes Leben. Herausragend ist dabei Augustinus. Erst er hat *das christliche Denken zum führenden Denken* seiner Zeit und der nachfolgenden Jahrhunderte gemacht.

3. DURCH BEGEGNUNG MIT NEUEM SICH SELBST BESSER VERSTEHEN

Ausgangspunkt und Voraussetzung: Reflexiver Selbstbesitz

Die im Vorigen angeregte Aufarbeitung ist Vorbedingung für den Dialog mit anderen Strömungen und Wissenschaften. Nur ein reflexiver Selbstbesitz, eine auch reflexive Klarheit über die eigene Originalität befähigt zu einem wissenschaftlichen Dialog.

Schöpferische Assimilierung

Es geht darum, neue Strömungen an sich herankommen zu lassen, sich von ihnen „wecken“ (J. Kentenich) zu lassen, diese zu verarbeiten und ihnen von dem Eigenen etwas zu geben. Es ist ja Eigenart gerade heutiger Wissenschaft, daß sie sehr oft Teil einer Lebensströmung ist (vgl. etwa das Thema Gruppendynamik und Gruppenwissenschaft).

„Die (Schönstatt-)Familie braucht ja immer Zufuhr an Ideen. Doppelt, wenn wir uns einmal durchgesetzt haben, wenn wir einmal anerkannt sind so, wie wir glauben, im Plane Gottes zu existieren – dann müssen wir ja weit geöffnet sein – allen modernen Strömungen gegenüber.

Und wie viele Strömungen gibt es heute außerhalb unserer Familie, von denen wir wenig berührt sind! Wir mußten uns ja gleichsam in eine Enklave zurückziehen, damit wir nicht innerlich verworren und verwirrt würden, damit wir nicht nachher dasäßen, unserer ganzen Eigenart beraubt. Wenn wir einmal uns besitzen, dann heißt es: geöffnet sein für alles, was heute in der Zeit herumgeistert.“²⁶

Das gilt auch für den wissenschaftlichen Bereich im engen Sinn:

„Unsere Aszese und Pädagogik sollte angewandte Dogmatik, Philosophie und Psychologie sein. Die gesicherten wissenschaftlichen Resultate, einerlei von welcher Seite sie kommen, sollten in unseren Reihen Gestalt und Form annehmen ...“²⁷

Es geht darum, die

„gesicherten Resultate einer lebensnahen Psychologie, Philosophie und Theologie zusammenzufassen“,²⁸ und „der Familie die Resultate zeitig zur Verfügung zu stellen“.²⁹

Schöpferische Explizierung des Eigenen

Die verschiedenen geistigen Strömungen und Wissenschaften sind aber auch bereits zu einem guten Teil, oder doch „wenigstens ansatzweise“, in Schönstatt „organisch“ eingebunden. So die häufige Aussage Pater Kentenichs, auch wenn dies nicht in allen Fällen so unmittelbar auf der Hand

liegt. In vielen Fällen – oben wurde schon darauf hingewiesen – muß auch an dieser Stelle erst eine schöpferische „Hebe“-Arbeit geleistet werden.

„Wir dürfen nicht irgendeine Winkelgemeinschaft sein, die bloß im Hintergrund ein kümmerliches Dasein fristet. Wir müssen der Zeit zeigen können, daß alle geistigen Strömungen bei uns wie in einem Strombett zu Hause sind.“³⁰

Gebiete

Diese Begegnung soll im Prinzip auf jedem Gebiet stattfinden. Besonders häufig nennt Pater Kentenich Theologie, Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Soziologie. Diese fünf nennt er sehr oft in einem, ebenfalls Geschichte.

Aber auch Naturwissenschaften, Medizin, Wirtschaftswissenschaften, Rechtswissenschaft, Kunst, Musik sollen nicht fehlen.

4. „UNSERE SCHÄTZE“ VORLEGEN

Pater Kentenich benützt gerne die Formulierung: Unsere Schätze vorlegen. Damit bewegen wir uns bei unserem kreisförmigen Durchgang durch unser Thema noch einmal auf einer neuen Ebene. Der Dialog mit anderem und Neuem gibt dem eigenen Ansatz größere Reflexivität und Weite. Erst jetzt ist ein Sich-Einbringen in den wissenschaftlichen Dialog fruchtbar.

Jetzt kann „unsere originelle Denkform *den Hörern vermittelt*“ werden,³¹ „die Denkform weitergegeben werden, die der ganzen Bewegung von Anfang an geistige Klarheit, Sicherheit und Einheit gegeben“³² hat. So kann „authentisch gelehrt werden, was der liebe Gott uns im Laufe der Jahrzehnte geschenkt hat.“³³

Auf diese Weise können die Anliegen Pater Kentenichs „in der Fachwissenschaft vertreten“³⁴ werden. „Die wissenschaftliche Auseinandersetzung um lebenswichtige Fragen des Gesamtwerkes“³⁵ kann stattfinden, ebenso die „geistige Auseinandersetzung mit der Öffentlichkeit“.³⁶ Es wird so auch leichter sein, sie „gegen Angriffe jeder Art zu verteidigen“.³⁷

Aber auch dieser Vorgang ist nicht eine ex-cathedra-Veranstaltung. Sie geschieht in vielfältigem Dialog. Lernen und lehren sind zwei Seiten eines einzigen Vorgangs.

Ich schließe mit zwei Zitaten, die nach dem Dargelegten keinen Kommentar mehr brauchen:

„Es ist natürlich klar: mit der Zeit müssen wir eigene Universitäten für uns bekommen. Schon wenn Sie das in dem Zusammenhang sehen, spüren Sie, es ist nicht so, daß wir nur ein bißchen nett, fromm und gut miteinander leben, es

steckt eine ganze Welt dahinter: Umorientierung des heutigen Denkens! Das ist viel tiefer, umfangreicher, als wir gemeiniglich ahnen.“³⁸

„Möge bald die Zeit kommen, da unsere Hochschule sich in den Dienst der hier gezeichneten Aufgabe stellt. Im Mittelalter haben sich ganze Universitäten für erkannte und anerkannte geistige Ziele und Aufgaben eingesetzt und so ihre Zeitsendung im Sinne gesunder Verbindung zwischen Wissenschaft und Leben legitimiert. Warum sollte das bei uns nicht auch sein können?“³⁹

Das ist tatsächlich die Frage.

Anmerkungen

- 1 = * (S. 72)
- 2 Vortrag vom 8. Dezember 1962. Unveröffentlichte Vortragssammlung, 1, 47.
- 3 Lebensgeheimnis Schönstatts, Band I (1952). Vallendar-Schönstatt 1971, 195.
- 4 Lebensgeheimnis I, 196.
- 5 Vgl. Oktoberbrief 1948 (OB 48), 39.
- 6 OB 48, 40. 7 OB 48, 40.
- 8 Vortrag vom 16. November 1965 (Versprechen an den Bischof von Münster), in: Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kentenich aus seinen drei letzten Lebensjahren, Band I, 72.
- 9 Maibrief 1949, 34. 10 Lebensgeheimnis I, 33.
- 11 Vorträge 1963, 11, 10. 12 Ebd.
- 13 OB 48, 39.
- 14 Vortrag vom 12. Dezember 1962, aa.O.
- 15 OB 48, 40. 16 Lebensgeheimnis I, 33.
- 17 Studie 1960. 18 Krönungswoche 1946 (KrW), 164 f.
- 19 Glossen 1962.
- 20 Rom-Vorträge (RomV), I, 183. 21 RomV III, 116.
- 22 Vortrag vom 7. Juni 1966 an Schönstatt-Priester, in: Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kentenich aus seinen drei letzten Lebensjahren, Band V, 253.
- 23 KrW 1946, 141. 24 OB 48, 39.
- 25 KrW 1946, 137.
- 26 Vorträge 1963, 11, 11. 27 OB 48, 39.
- 28 Lebensgeheimnis I, 63. 29 Brief November 1948.
- 30 Dankeswoche 1945, 11.
- 31 KrW 1946, 141. 32 OB 48, 39.
- 33 Vorträge 1963, 11, 21. 34 OB 48, 40.
- 35 Diese Stelle ist aus dem Original von Lebensgeheimnis I, 187.
- 36 OB 48, 46. 37 OB 48, 40.
- 38 RomV III, 131. 39 Lebensgeheimnis I, 195.



Kentenich-Institut für Forschung und Lehre

Am 20. November 1993 fand im Priesterhaus Berg Moriah/Simmern der erste Informationstag des „Internationalen Josef-Kentenich-Instituts für Forschung und Lehre e.V.“ (IKF) statt. Anliegen des IKF ist es, „Pater Kentenich in das geistige Gespräch der Zeit, vor allem in den Dialog der Wissenschaften“ einzubringen. So formuliert es die Einladung, der erfreulicherweise ca. 60 Personen gefolgt waren.

Das Programm war sehr dicht. P. Dr. Penners bot zu Beginn eine Meditation, in der er sich auf das frühe Wort Pater Kentenichs bezog: „Verleihe, o Gott, daß alle Geister in der Wahrheit und alle Herzen in der Liebe sich einigen“ – ein Basis-Wort für jede geistige Arbeit über ihn und in seinem Sinne. Er erinnerte an die Geschichte geistlicher Aufbrüche in der Kirche. Wie Bonaventura die theologische Konsequenz des heiligen Franziskus darstellte, so brauche es für Pater Kentenich eine ganze Generation von „Bonaventuras“, um seinen universalen Ansatz ins Gespräch zu bringen.

Im Namen des Vorstandes wurden dann die Teilnehmer/innen begrüßt, insbesondere Herr Prälat Wissing, Ehrenmitglied des IKF. Bei dieser Gelegenheit konnten seine Initiativen zur Förderung der Wissenschaft hervorgehoben werden, die auch in dem mehrfach verliehenen Titel Dr. h.c. und Professor h.c. zum Ausdruck kommen. Anschließend wurden die Grüße vom Kanzler der Universität Koblenz-Landau, Herrn Wanner, sowie die vom Vizepräsidenten, Herrn Prof. Dr. Pottinger, übermittelt.

Zum Tagesthema „Pater Kentenich und die Wissenschaft“¹ sprach P. Dr. King. Er bot aus seiner jahrelangen Lehr- und Forschungstätigkeit im Rahmen der Ausbildung der Schönstatt-Patres eine Fülle von Gesichtspunkten, die davon überzeugten, wie wichtig die Zielsetzung des IKF ist.

Anschließend wurden verschiedene Projekte und Initiativen vorgestellt, die von unterschiedlichen Ansatzpunkten her das Anliegen Pater Kentenichs bereits aufgegriffen haben: Zeitschrift „Regnum“ (P. Boll) – Zeitschrift „Integration“ (Herr Tremer) – Schönstatt-Kolloquium (Dr. Frömbgen) – Josef-Kentenich-Institut Freiburg (J-K-I) (Dr. Wolf) – Josef-Kentenich-Kolleg Münster (P. Dr. King) – Symposien 1985 und 1992 (P. Dr. Penners) – Referat Bildung (Herr Schlüter) – Unternehmertagungen (Frau Hofmann) – Die Bedeutung der Wissenschaft bei der Heimkehr von Pater Kentenich (Prof. DDr. h.c. Wissing).

War der Vormittag jenen Initiativen gewidmet, die das von P. Dr. King

vorgestellte Anliegen bereits in irgendeiner Form aufgegriffen hatten, so galt der Nachmittag den Perspektiven, wobei ein Rückblick und ein Ausblick geboten wurden.

Die Wurzeln des IKF, so der *Rückblick*, gehen zurück auf Fakten und Gespräche darüber mit Pater Kentenich. Zwei Studentinnen waren damals befaßt mit ihren Dissertationen über Schönstatt. Eine Dissertation² war 1968 auf Initiative von Pater Kentenich hin begonnen, die andere Dissertation³ war gerade abgeschlossen und konnte mit Pater Kentenich noch besprochen werden. Bei einem dieser Gespräche wurde darum gebeten, Originaltexte von ihm zu veröffentlichen. Dabei stellte sich heraus, daß auf Initiative von Pater Kentenich hin bereits eine Kommission aus Vertretern verschiedener Gemeinschaften zur Herausgabe seiner Werke gebildet worden war. Diese Kommission hat außer einem Treffen nie mehr getagt, offensichtlich aufgrund von Widerständen, die nicht bekannt sind. Inzwischen sind vom Patris Verlag und Schönstatt-Verlag zusammen über 40 Bände Originaltexte von Pater Kentenich auf dem Buchmarkt. Trotzdem ist er in der Wissenschaft so gut wie nicht präsent.

Fast 20 Jahre nach dem Heimgang Pater Kentenichs wurde mit Schreiben des Präsidenten vom 1.12.1987 die Durchführung des Forschungsprojektes „Editionen und Kommentare zur Anthropologie und Sozialphilosophie Josef Kentenichs“ an der Erziehungswissenschaftlichen Hochschule Rheinland-Pfalz, jetzt Universität Koblenz-Landau, genehmigt. Ermöglicht wurde dieses Projekt auf den rechtlichen Grundlagen der Drittmittelforschung aufgrund des Vertrages zwischen J-K-I und Universität. Dieses Forschungsprojekt umfaßt sechs Editionen: Drei davon sind bereits veröffentlicht⁴, drei weitere liegen im Computersatz vor.⁵ Das Projekt umfaßt ferner Publikationen (Kommentare), die sich mit der Umsetzung der Konzeption Pater Kentenichs in die Praxis beschäftigen.⁶

Für die erste Nummer der Zeitschrift der jungen Universität Koblenz-Landau wurde zu einer Projektbeschreibung aufgefordert.⁷ Diesen Beitrag abschließend, heißt es: „Ob von dieser christlichen Zukunftsvision auch ein Impuls ausgeht für die Zukunftsperspektive der Universität Koblenz-Landau und dadurch ihre künftige Bedeutung für Europa mitbestimmt? Universitäten sind von jeher Zentren geistiger Strahlkraft.“

Im Anschluß an das Schönstatt-Kolloquium des Jahres 1991 wurde der Wunsch geäußert, in Zusammenarbeit mit der Universität etwas zu tun. Wir faßten den Entschluß, ein Institut zu gründen, das mit dem Forschungsprojekt zusammenarbeitet. Das führte zu der Überlegung: Inner-schönstättisch sind bereits verschiedene Initiativen vorhanden, die ohnedies miteinander vernetzt sind. Um diese Initiativen zu bündeln und ihnen dadurch mehr Gewicht und Durchschlagskraft zu geben, wurde am 22. Juni 1991 das IKF gegründet. Im Protokoll der Gründungsversammlung

heißt es: Das Institut wurde „gegründet aus dem Wunsche heraus, verschiedene Aktivitäten, die sich mit dem Lebenswerk P. Josef Kentenichs auseinandersetzen, zu koordinieren und zu fördern. Fernziel ist eine spätere Anbindung an die Universität Koblenz-Landau.“ Auch im Hinblick auf dieses Fernziel sind P. Dr. Penners (seit Sommersemester 1991) und Prof. Dr. Brantzen (seit Wintersemester 1991/92) als Lehrbeauftragte an der Universität tätig.

Der Entschluß zur Gründung des IKF wurde bald in die Tat umgesetzt. Eine Satzung wurde entworfen, am 19. September 1991 besprochen und durch Beschluß angenommen. Am 20. September 1991 legten wir die erforderlichen Unterlagen dem Amtsgericht vor. Mit Datum vom 21. Oktober 1991 wurde das IKF ins Vereinsregister des Amtsgerichts Koblenz eingetragen, und mit Poststempel vom 22. Oktober 1991 wurde uns die bestätigte Eintragung zugesandt.

Eng mit der Gründung des IKF hängt der Plan zusammen, als erste große Gemeinschaftsarbeit ein Schönstatt-Lexikon herauszugeben. Als Projekt „Schönstatt-Lexikon“ (Leitung Brantzen/Schlosser) ist es an der Universität etabliert, unterstützt mit einer Spende aus der Industrie. Auch das Projekt „Kritische Gesamtausgabe des Werkes Josef Kentenichs“ (Leitung Penners/Schlosser) wird vorbereitet. Inzwischen ist ein weiteres in Angriff genommen: „Projekt Kentenich-Datenbank“, entworfen von P. Dr. Schmiedl. Die Projekte sind seit Dezember 1993 an der Universität, Abteilung Koblenz, zusammengefaßt im „*Forschungsschwerpunkt Pater Josef Kentenich*“.

Die Kentenich-Forschung wird damit publiziert in einer universitären Forschungsdokumentation.⁸ Darüber hinaus werden diese Forschungsprojekte seit 1992 zugleich erfaßt in der zentralen Datenbank „Informationen über Forschung und Entwicklung“ (INFOR). Die Datenbank INFOR „wird vom Fachinformationszentrum Karlsruhe in Zusammenarbeit mit den beteiligten Bundesländern hergestellt und exklusiv über den Datenbank-Service *STN International* weltweit angeboten.“

Der *Ausblick* (Prof. Dr. Brantzen) knüpfte an die Erfahrung an, daß wir als Schönstätter sehr viel zu bieten haben, aber uns einfach nicht einbringen oder einbringen können, veranschaulicht an dem Igel-Hase-Modell. Unsere Überzeugung - „wir haben doch alles“ - hilft uns nichts und dient nicht der Sendung, wenn wir nicht den Mut aufbringen, in Dialog zu treten. Anhand der Satzung wurde deutlich gemacht, wo die Aufgabengebiete des IKF liegen, und zwar in Forschung und Lehre.⁹

Anschließend wurden zwei Initiativen vorgestellt, die mit dem IKF entstanden sind: das Schönstatt-Lexikon (Dr. Pollak) und die Herbstakademie (P. Dr. Schmiedl): Ziel des *Schönstatt-Lexikons* ist es, einen ersten zusammen-

fassenden Überblick zu bieten über die in allen Kontinenten verbreitete internationale Schönstatt-Bewegung. Die geistige Welt Pater Kentenichs, historisch und systematisch erfaßt, die originelle Spiritualität sowie Struktur und Organisation werden in über 220 Artikeln dargelegt, bearbeitet von 39 Autoren (Schönstatt-Akademiker).

Durch Querverweise zu den jeweiligen Wissenschaften soll der diesbezügliche Beitrag Pater Kentenichs herausgearbeitet werden.

Die *Herbstakademie* für Studierende aller Fachrichtungen fand 1992 und 1993 im Jugendzentrum Marienberg unter Leitung von P. Dr. Schmiedl statt. 1992 befaßte sie sich mit dem Thema „Organisches Denken, Lieben und Leben“. Es galt, die Wurzel der Krankheit bloßzulegen, „an der die abendländische Seele leidet: das mechanistische Denken“ (Pater Kentenich, 31.5.1949). Das Thema der Herbsttagung 1993 war eine von den Studierenden selbst gewählte Fortsetzung dieser ganzheitlich-organischen Sicht, eingefangen in der Frage: „Der Mensch als Leib-Seele-Geist-Einheit?“

Für die Arbeitskreise des Informationstages, die sich nach Fachbereichen zusammenfanden, blieb leider viel zu wenig Zeit. Dennoch sind die in dieser kurzen Spanne gesammelten Anregungen sehr ergiebig. Der *Arbeitskreis Psychologie* bildete eine Kerngruppe, die sich zu Arbeitstagen treffen möchte. Zunächst sollen kleine Abhandlungen geschrieben werden. Der *Arbeitskreis Wirtschaftswissenschaft* formulierte als Ergebnis: Es ist die Schnittstelle zwischen Schönstätter Pädagogik, Enzykliken und praktischer Wirtschaft anzugehen. Der *Arbeitskreis Naturwissenschaften* beschloß ein Treffen anfangs 1994 als Beginn eines naturwissenschaftlichen Kreises: Forum der Naturwissenschaftler unter der Fragestellung „Was gibt uns Schönstatt?“ Der *Arbeitskreis Philosophie* sieht seine Aufgabe darin, die von Pater Kentenich verwendeten Begriffe aus ihren Quellen und in ihrem Kontext zu verstehen, um sie übersetzen zu können. Vor allem muß die Philosophie auch den Dialog mit anderen Kulturen aufnehmen unter der Fragestellung: Was können diese einbringen, um Schönstatt zu bereichern (31. Mai 1949)? Der *Arbeitskreis der Theologen mit historischem Interesse* machte auf das Anliegen aufmerksam, das der Kirchengeschichte zufällt: Die Quellen müssen erschlossen werden, die Pater Kentenich benützte. Außerdem muß eine wissenschaftliche Biographie erstellt werden sowie eine Schönstatt-Geschichte. Der *Arbeitskreis systematische Theologie* gab als erste Anregung: Es sind sehr viele Arbeiten geschrieben worden, diese sind zu sammeln und zu bündeln. Es sei wichtig – so auch der *Arbeitskreis praktische Theologie* –, daß wir das Gespräch miteinander intensivieren, damit eine Zusammenarbeit durch Information und Koordination möglich wird. Es geht dem Arbeitskreis praktische Theologie vor allem darum, die wissenschaftlichen Ergebnisse in Seelsorge umzusetzen.

Den Abschluß bildete eine von Generalrektor Dr. Wolf vorbereitete und gestaltete Heilig-Geist-Vesper. Das gemeinsame Beten und Singen, das Einmünden der Vielheit der angeschnittenen Gedanken in die Einheit des Flehens um den Heiligen Geist, das Ausruhen bei dem, der unser aller Vater ist, brachte noch einmal die schöne Atmosphäre auf einen erfahrbaren Höhepunkt.

Herta Schlosser

Anmerkungen

- 1 Vgl. den Beitrag in diesem Heft.
- 2 M. E. Frömbgen, Neuer Mensch in neuer Gemeinschaft. Zur Geschichte und Systematik der pädagogischen Konzeption Schönstatts, Schönstatt-Verlag 1973.
- 3 Herta Schlosser, Marxismus und Religion. Die politische Interpretation des Religiösen in der DDR, unter besonderer Berücksichtigung der Auseinandersetzung mit der Schönstattbewegung, Meisenheim am Glan, 1970. - Ds., Der neue Mensch - Die neue Gesellschaftsordnung, mit Originaltexten von Pater Josef Kentenich im zweiten Teil, Schönstatt-Verlag 1971.
- 4 Alle Veröffentlichungen des Projekts erscheinen im Schönstatt-Verlag: Josef Kentenich, Zur sozialen Frage, 1990 - Ds., Philosophie der Erziehung, 1991, 2. Auflage 1993 - Ds., Autorität und Freiheit in schöpferischer Spannung, 1993.
- 5 1. Das katholische Menschenbild - 2. Prinzipienlehre - 3. Christliche Zukunftsvision.
- 6 Kommentare im weiteren Sinn, bisher veröffentlicht: Edith Raidt, Christliche Unternehmensführung, 1991 - Herta Schlosser, Menschliches Zusammenleben in Frieden und Freiheit, 1993 - Im Manuskript nahezu druckfertig: Herta Schlosser, Zeitgeist - Geist der Zeit, zwei Bände.
- 7 Herta Schlosser, „Christliche Zukunftsvision als Impuls für die Universität“, in: Uni-prisma 1/1990, 60-63.
- 8 Vgl. Universität Koblenz-Landau, Forschungs- und Literaturdokumentation 1992, 48-51.
- 9 Ein diesbezüglicher Beitrag erscheint in der Zeitschrift „Integration“.

SCHÖNSTATT SPIRITUELL

Lebensbaum und Kreuz

Der Lebensbaum ist eines der ältesten Symbole der Menschheit. Die frühen Kirchenväter haben in ihm ein Symbol gesehen für das Kreuz Christi. Wir wollen versuchen, uns in diese Symbolsprache und ihren Reichtum zu vertiefen.

Wir finden den Lebensbaum in abgewandelten Formen in vielen östlichen Religionen. Im Gilgamesch-Epos wird von einer Pflanze auf dem Meeresgrund erzählt, deren Genuß Verjüngung bringt. In Ägypten genießt der Pharao vom Lebensbaum im himmlischen Reich. Als indogermanisches Symbol wurde er bei den Germanen zu Ygdrasil, der immergrünen Weltesche. Deren Zweige breiteten sich nach ihrem Glauben über Himmel und Erde aus. Die Wurzeln drangen tief in die Unterwelt, nahmen das Reich des Dunkeln auf. Ihr Stamm war gleichsam gebildet von allem, was in der Zeit erfahren wurde, und ihre Krone ragte in den Himmel.

Der Lebensbaum schenkt Verjüngung und Unsterblichkeit, er ist Auflösung der menschlichen Tragik, die im Altern, im Vergänglichen, im Sterben erlebt wird. Der Lebensbaum umfaßt, durchlebt alles, vermittelt Leben. Der Kreislauf des Lebens findet in ihm seinen zentralen Punkt, sein Herz.

Auch Anfang und Ende der Heiligen Schrift erzählen vom Lebensbaum. Die Genesis berichtet: Gott vertreibt den gefallenen, sündigen Menschen aus dem Paradies und stellt östlich von Eden die Kerubim mit dem lodernen Flammenschwert auf, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachen (Gen 3,24). Ob in diesem Symbol die leidvolle Erfahrung der Todverfallenheit ausgedrückt ist? Oder ist es vielmehr ein Symbol der Ordnung, die der Schöpfung eingestiftet ist? Gibt es ein Urwissen um die verlorene Ordnung, die im Baum versinnbildet ist? Versuch, die im Sündenfall verursachte Tragik aufzulösen? Umkehr von dem, was durch den Genuß der verbotenen Frucht vom Baum der Erkenntnis geschah? Dann ist es Rückkehr aus der Flucht hinein in den Ursprung, Grenzerfahrung aus der Suche nach Emanzipation und ein Zurück zum Beugen vor dem Allmächtigen.

Wichtig ist für das biblische Verständnis: der Lebensbaum ist den Menschen nicht verfügbar, nur Gott kann ihn erschließen, Leben schenken.

Im Baum sehen wir die Grundform der Vertikalen: er reicht vom Unterirdischen zu lichten Höhen, Tiefe und Höhe sind zusammengebunden. Das aus der Erde Gewachsene strebt zum Himmel. Der Baum erstreckt sich aber auch in die zweite Grundform, die Horizontale: seine Äste weisen in die Weite und bleiben ihr nicht unverbunden. In der Endzeit - so stellt es die

Geheime Offenbarung dar - tragen die Bäume des Lebens jeden Monat neue Früchte, und die Blätter dienen zur Heilung der Völker (vgl. Offb 22,2).

DAS KREUZ CHRISTI, DER NEUE LEBENSBAUM

Ist der Baum des Lebens nicht vorgebildetes Kreuz? Kreuz aus der Natur gewachsen, Zeichen universellen Heils und es vorausverkündend? Lebensbaum - das ist das in den Anfang gepflanzte Kreuz. Es weist in die vier Winde und zeigt den Zusammenhang alles Geschaffenen. Im Kreuz zeigt sich auch klar das Überwinden aller Trennung: zwei Teile formen das eine Holz, die Äste wachsen heraus aus dem Stamm. Im gezimmerten Kreuz tritt die Verknüpfung noch klarer zutage. Die Entbindung ist überwunden, der Verlust ist eingeholt. Der Lebensbaum im Paradies bleibt heil. Aber er ist nur Gott verfügbar. Der verunglückte und in seinem Fallen zerrissene Mensch wird heil durch das Kreuz, den neuen Baum des Lebens, der ins trockene Holz gereift ist. An ihm schenkt der Sohn sein Leben, bindet den Menschen in den Ursprung zurück, macht den Baum des Lebens jenen, die gebunden bleiben, in der Gnade verfügbar. So gewinnt das alte Symbol der Schöpfungsordnung neue Bedeutung, eine neue Dimension. Es ist Ursprung der neuen Schöpfung, Zeichen des angebrochenen und endgültigen Heils. Es ist mehr als das Leidens- und Opferkreuz Jesu.

Wohl bilden Leiden und Sterben des Herrn den innersten Kern des Kreuzes. Sie sind das Herz der Sinntiefe, die umfassend ist. Im Kreuz ist alle Entzweiung aus der Sünde aufgehoben. Wo Längs- und Querbalken sich kreuzen und verbinden, bricht das Herz des Erlösers. Im Brechen seines Herzens, das in Mariens Schoß gebildet und Mitte der göttlichen Person Christi ist, wird jedem Bruch die Möglichkeit der Heilung geschenkt. Erlösung ist Herstellung der ursprünglichen Weltordnung und deren Überhöhung zugleich. In Jesus Christus gehört Gott dieser Ordnung an. Sie läuft in ihm zusammen, wird in ihm durchgehalten. Gott und Mensch, die Menschen untereinander und in den Kosmos eingebunden, haben im Kreuz eine neue und endgültige Einheit gewonnen.

So ist das Kreuz Christi der Lebensbaum des neuen Paradieses. An ihm wird aus dem brechenden Herzen des Gottessohnes die Kirche geboren. Das wird in Schönstatt im „Kreuz der Einheit“ sehr anschaulich: in Maria steht die Kirche neben dem sterbenden Erlöser. Den Kelch in ihren Händen, darf sie das verströmende Leben des Sohnes auffangen und weitergeben. So ist das Kreuz in dieser gläubigen Symbolschau der Lebensbaum, dessen Früchte Maria - der Kirche - anvertraut sind zur Nahrung der vielen.

Priska Volk

BUCHBESPRECHUNGEN

GANZ CHRIST UND GANZ AFRIKANA. Dieses Leitwort des Heiligen Vaters bei seinem Besuch 1980 in Kinshasa/Zaire erhält neue Bedeutung durch die *erste all-afrikanische Bischofssynode* in diesem Jahr. Der Prozeß der Inkulturation der christlichen Botschaft mit all seinen Schwierigkeiten, aber auch all seinen Verheißungen für die Zukunft hält die nachkonziliare Kirche in Atem. Wir sind uns oft gar nicht voll bewußt, in welcher dramatischer Form sich dieser Vorgang der Einwurzelung des Glaubens in den verschiedenen Kulturen gerade in unserer Zeit abspielt. Am stärksten hat noch Lateinamerika – durch die Bischofssynoden von Medellín, Puebla und Santo Domingo sowie die Versuche um Ausformung einer eigenständigen „Theologie der Befreiung“ – unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nun ist es die afrikanische Synode, die uns die vom Konzil freigesetzte Dynamik der teilkirchlichen Inkulturation des einen christlichen Glaubens spüren läßt.

In diesem Zusammenhang soll hier auf ein Buch aufmerksam gemacht werden, das höchst instruktiv einen wesentlichen Teilaspekt dieser Einwurzelung illustriert. In einem längeren Entwicklungsprozeß ist eine eigenständige *afrikanische Liturgie* entstanden und nach vielen Kontakten und Untersuchungen auch von der römischen Gottesdienstkongregation 1988 gebilligt worden: das „*Römische Meßbuch für die Diözesen Zaires*“. Im Brief des Vorsitzenden der Bischofskonferenz an den Herausgeber, P. L. Bertsch SJ, heißt es: „Gerne geben wir Ihnen die Erlaubnis, diese liturgischen Texte der Ortskirche des Zaire zu veröffentlichen, um deutschsprachigen Lesern eine Vorstellung zu vermitteln, wie die katholische Kirche im Zaire die Empfehlungen der Konstitution ‚Sacrosanctum Concilium‘ des II. Vatikanischen Konzils verwirklicht hat: ‚In den Dingen, die den Glauben oder das Allgemeinwohl nicht betreffen, wünscht die Kirche nicht eine starre Einheitlichkeit der Form zur Pflicht zu machen, nicht einmal in ihrem Gottesdienst; im Gegenteil pflegt und fördert sie das glanzvolle geistige Erbe der verschiedenen Stämme und Völker... Ja, zuweilen

gewährt sie ihm Einlaß in die Liturgie selbst‘ (SC 37).“

Das Buch enthält in seinem ersten Teil die Dokumentation des Meßtextes und der Eigenmessen (67-100), das „Römische Meßbuch für die Diözesen Zaires“ mit der umfangreichen, sorgfältig gearbeiteten und sehr instruktiven „Vorstellung der Liturgie der Meßfeier“ des zairischen Episkopates. Diese enthält auch eine kurze Entstehungsgeschichte: Seit 1961 bemühten sich die Bischöfe um eine Anpassung des Gottesdienstes an die kulturelle Eigenart des zairischen Volkes. Das Konzil und besonders auch die historische Botschaft Pauls VI. auf seiner Afrikareise 1969 in Kampala haben diesen Prozeß entscheidend gefördert. Dort sagte der Papst: „Eure Kirche muß vor allem katholisch sein. Sie muß sich voll und ganz auf das gleiche, wesentliche und konstitutionelle Erbe Christi gründen... Dies ist eine fundamentale und indiskutable Forderung. Wir sind nicht die Erfinder unseres Glaubens. Wir sind die Bewahrer des Glaubens... Der Ausdruck, d.h. die Sprache und die Weise, den einen Glauben zu bekunden, können vielgestaltig sein und somit der Eigenart dessen entsprechen, der diesen einzigen Glauben bekennt... Unter diesem Aspekt ist ein Pluralismus legitim, ja sogar erwünscht... Die liturgische Erneuerung zeigt dies ganz klar. In diesem Sinn könnt und sollt ihr ein afrikanisches Christentum haben.“ Die Notwendigkeit, die Liturgie für die kulturellen Werte des zairischen Volkes zu öffnen, hat schließlich den zairischen Ritus entstehen lassen.

An mehreren Stellen wird *Kardinal Malula*, der frühere Erzbischof von Kinshasa († 1987), als die treibende Kraft dieses Prozesses erwähnt. Als junger Kaplan erlebte er 1953 in Belgien die Heilig-Blut-Procession in Brügge, und es entstand in seinem Geist das Bild einer afrikanischen Liturgie, die – wie die Ausdrucksformen der flämischen Volksfrömmigkeit – ganz aus der kulturellen Tradition der zairischen Stämme gewachsen wäre. Wie im Altertum charismatische Bischöfe, z. B. Basilius oder Chrysostomus, im frühen Mittelalter Cyrill und Methodius einem ganzen Ritus Gepräge

und ihren Namen verliehen, wird der zairische Kardinal auch als „Vater des zairischen Ritus“ angesehen.

Nach rund 100 Jahren eines Evangelisierungsprozesses, der zunächst von europäischen und amerikanischen Missionaren getragen war, hat in der nachkolonialen Epoche und im Aufwind des Konzils die „*Stunde der Afrikanität*“ geschlagen. So wird der zairische Ritus als „das bisher wohl am besten gelungene Beispiel des Inkulturationsbemühens in Schwarzafrika“ bezeichnet (122). Die Bischöfe nennen ihn in ihrer Präsentation eine „gleichermaßen authentisch afrikanische wie auch wahrhaft christliche und katholische Liturgie“ (22). Einer der erstaunlichsten und erfreulichsten Aspekte dieses „Geburtsvorgangs“ einer neuen Form der katholischen Eucharistiefeyer ist sicher das – zwar langwierige – offensichtlich auch spannungsreiche – Miteinander der zairischen Teilkirche und der römischen Instanzen, das am Ende zu dem glücklichen Ergebnis kam.

Der zweite Teil des Buches bringt Beiträge zur „Interpretation und Diskussion“, für einen europäischen Leser nicht weniger informativ und bereichernd als der Ritus-text selbst. Da sind zunächst die beiden Beiträge wichtig, die von zwei Hauptbeteiligten der Erarbeitung und Erprobung des neuen Ritus verfaßt wurden: Laurent Mpongo schreibt über „Einige spezifische Merkmale des ‚Zairischen Ritus‘“ (112-122), François Kabasélé über „Eucharistiefeyer in Schwarzafrika“ (123-183). Vor allem der letztere Artikel ist ein kleiner liturgiegeschichtlicher und -theologischer Traktat, der alle wesentlichen Eigenheiten des neuen Ritus nicht nur beschreibt, sondern liturgie-historisch einordnet und zum Teil ausführlich theologisch begründet und gegen Einwände oder Mißverständnisse absichert. Wenn P. Bertsch in seinem Schlußkapitel „Entstehung und Entwicklung liturgischer Riten und kirchliches Leitungsamt“ (209-256) feststellt: „Für die Ermöglichung und das Gelingen des Inkulturationsprozesses sind ‚Dolmetscher/innen‘ unentbehrlich, die eine Lebenserfahrung in der eigenen und in der anderen (fremden) Kultur haben“ (245), so kann man sagen, daß beide Autoren in hohem Maß solche „Dolmetscherdienste“ leisten. Man spürt ihre solide europäische theologisch-liturgische Ausbildung, die sie

befähigt, ihre eigene kulturelle Erfahrung und deren liturgische Ausdrucksformen für Außenstehende verständlich und akzeptabel zu machen. Es werden wesentliche kulturelle Elemente dargestellt: so z.B. der Tanz – „In Afrika glaubt man, daß die Welt gut und in einem bestimmten Rhythmus erschaffen ist. Darum muß man in diesen Rhythmus einschwingen und sich im Einklang mit ihm bewegen... Und weil Gebet Leben ist, muß es in Afrika getanzt werden“ (127); dann die Ausschmückung des Raumes durch Symbole: der Lebensbaum, die liturgischen Gewänder, die Farben; die verschiedenen Elemente im Aufbau der Messe, die zum Teil aus traditionellen Ausdrucksformen der afrikanischen Kultur genommen sind, wie z.B. dem Palaver. Hier bringt der Verfasser Beispiele aus anderen afrikanischen Ländern und Völkern, in denen ähnlich wie im Zaire neue Formen der Liturgiegestaltung entstanden sind, aber offenbar noch in der Phase der Erprobung stecken und deshalb noch keine Billigung der zuständigen ortskirchlichen und universalkirchlichen Autoritäten erhalten haben: die Messe von Yaounde in Kamerun, die „Malawische Messe“, eucharistische Hochgebete aus Kenya, Fürbitten aus Uganda. Dabei bekommt man eine Ahnung von der Bandbreite und Tiefe des Inkulturationsprozesses und der dadurch ausgelösten schöpferischen Kraft des Glaubens. Zwei Kapitel dieses längeren Artikels beschäftigen sich mit offenbar zentralen und daher am meisten umstrittenen Elementen des neuen Ritus: „Die Ahnen in der Eucharistie“ und „Die einheimische eucharistische Materie“. Die Verehrung der Ahnen spielte im traditionellen Kult der afrikanischen Völker eine schlechthin überragende Rolle: „Die Bantu sehen die Welt und das Leben als Ganzes; über allem steht Gott, gefolgt von den Ahnen und den wohlwollenden Geistern... die Ahnen sind die ersten, denen Gott seine Lebenskraft übermittelt hat, ... (ihnen) kommt eine Rolle der Lebensvermittlung zwischen Gott und den Menschen zu“ (158 f.). Für die christliche Mission stellte sich von Anfang an die Frage, ob und wie dieses Herzstück der afrikanischen Weltanschauung und ihres Kultes in die christliche Gotteschau und Gottesverehrung aufgenommen werden könnte. Die Missionare kamen ganz

überwiegend zur Überzeugung, daß der Ahnenkult als ganzer abgelehnt werden müsse. Darum ist es höchst bedeutungsvoll, daß der neue Meßritus in einer geläuterten Form die Anrufung der „rechtschaffenen Ahnen“ aufgreift und in den größeren Zusammenhang der Vermittlung des göttlichen Lebens hineinstellt, wie sie uns der christliche Glaube schenkt: Christus ist der universale Mittler, die Heiligen und die rechtschaffenen Ahnen begleiten die Familie der Christen auf Erden durch ihre Fürbitte bei Gott. Der Verfasser zitiert den auch bei uns bekannten Moraltheologen von Fribourg, B. Bujo, der von einer „theologischen Rehabilitierung des Ahnengedenkens als des Herzstücks der schwarzafrikanischen Kulturen“ spricht (161). Ein Europäer wird nur ahnend mitvollziehen können, was Fr. Kabasélé schreibt: „Ein Muntu-Christ kann daher nur dann Christus voll und ganz und mit allen Fasern seines Seins zustimmen, wenn er in diese Zustimmung auch die Wurzeln seines Seins einbezogen weiß, jene Ahnen-Wurzeln, die auch weiterhin den Stamm nähren, aus dem sein Leben hervorwächst“ (166).

Der zweite Punkt, an dem eine weitergehende Klärung erst noch erreicht werden muß, ist die Frage nach der eucharistischen Materie: Muß es immer „Brot und Wein“ sein, die Christus durch seinen Priester in seinen Leib und sein Blut verwandelt? Die kirchliche liturgische Gesetzgebung hält bis heute daran fest. Aber es gibt weltweit in den verschiedenen Ländern und Völkern eine deutlich zunehmende Diskussion darüber, ob „Brot“ nicht der jeweiligen Kultur und Landessitte gemäß etwas je Verschiedenes bedeuten könne - ob Maniok, Hirse, Reis etwa und Palm- oder Bananenwein? Der Verfasser hält ein engagiertes Plädoyer für eine entsprechende Inkulturation der eucharistischen Feier in diesem Punkt.

Ein aufnehmendes Durchdenken der durch den neuen zairischen Ritus aufgeworfenen Fragen könnte zu einigen erhellen- den und weiterführenden Einsichten führen. Da ist zunächst die Einsicht, daß wir in einer historischen Etappe leben, in der sich das Gesicht der Kirche tiefgreifend verändert. Die Einwurzelung des Glaubens in die verschiedenen Kulturen läßt die vorwiegend europäisch geprägte Kirche - in Theologie, Liturgie, Verkündigung, Verwal-

tung - allmählich hinter sich. Das bringt notwendig Spannungen zwischen den Orts- und Teilkirchen und der Universalkirche mit ihrem Zentrum in Rom mit sich. Das rechte Gleichgewicht muß sich erst noch einpendeln. Der Einheitsdienst des Papstes wird eine neue Dringlichkeit erhalten, in vielem sicher auch neue Formen annehmen.

In der Geschichte der Kirche gab es immer wieder die Erfahrung, daß neues Leben sich seine Ausdrucksformen zunächst im Innenbereich gesucht hat, im Beten und in der liturgischen Feier: *lex orandi est lex credendi*. In diesem Sinn kann man die Entstehung des zairischen Ritus als Zeichen der Lebendigkeit des Glaubens verstehen, der sich in den schwarzafrikanischen Kulturen so stark und tief eingewurzelt hat, daß er schöpferische Neuentwicklungen hervorbringt. Das gilt um so mehr, als in vielen afrikanischen Ländern solche Prozesse im Gang sind, so daß man schon von der Möglichkeit einer „afrikanischen liturgischen Familie“ gesprochen hat, ähnlich wie es im Blick auf die verschiedenen Liturgien der christlichen Ostkirchen längst üblich ist.

In diesem Licht einer fortschreitenden Entwicklung auf Weltebene erhält unser spannungsgeladenes Problemfeld „Alte tridentinische Messe“ und „Neues Meßbuch Pauls VI.“ eine neue Beleuchtung. Auch hier wird eine Fixierung auf eurozentrische Fragestellungen relativiert. Die Kirche Gottes wird an vielen Stellen von neu aufgebrochenen Quellen gespeist, die neues Leben verheißen.

Der neue Meßritus im Zaire - Ein Beispiel kontextueller Liturgie. Theologie der Dritten Welt Bd. 18, Freiburg 1993, 256 S., 39,80 DM

Günther M. Boll

WESEN UND AUFTRAG DER THEOLOGIE. Unter diesem Titel hat Kardinal Joseph Ratzinger „Versuche zu ihrer Ortsbestimmung im Disput der Gegenwart“ veröffentlicht. Sie sind zwar mehrheitlich schon in früheren Jahrgängen verschiedener Zeitschriften (zumeist in der internationalen katholischen Zeitschrift „Communio“) erschienen, werden aber auf diese Weise

einem größeren Kreis von theologisch und kirchlich interessierten Lesern zugänglich.

Die einzelnen Beiträge könnten, so hofft der Autor, hilfreich sein, „um das Wesen der theologischen Arbeit in den Bedingungen unserer Zeit besser zu verstehen und um sie in ihrer wesentlichen Aufgabe zu unterstützen, der Erkenntnis der Wahrheit der Offenbarung und von ihr her der Einheit der Kirche zu dienen“ (8). Schrittweise wird der Leser in den inneren Zusammenhang der Probleme eingeführt.

Im ersten Kapitel geht es um „*Voraussetzungen und Grundlagen theologischer Arbeit*“. Der Vf. gibt einen gedrängten, aber überzeugend begründeten Überblick über das total veränderte Verhältnis von „Glaube, Philosophie und Theologie“ zueinander. Er weist nach, wie und warum es aus der ursprünglichen Einheit zur Unterscheidung und aus dieser zum Gegensatz gekommen ist (zumindest zu einer ausdrücklichen Ablehnung der Metaphysik).

Zu den Voraussetzungen und Grundlagen theologischer Arbeit heute gehört auch, daß der Kardinal an das erinnert, was „Vom Wesen des Akademischen und seiner Freiheit“ her nötig ist: aufgeschlossenes „Hören auf den gemeinsamen Grund“ (28), Dialog und darin Begegnung, Verstehen und doch auch echtes Ringen um Konsens im Angesicht der unserem Denken durch Gottes Offenbarung vorgegebenen Wahrheit. „Die Menschen sind konsensfähig, weil es die gemeinsame Wahrheit gibt; nicht aber darf der Konsens als Ersatz der Wahrheit auftreten wollen“ (29).

So stellt sich denn die Frage nach dem, was Freiheit und wie ihr Verhältnis zur Wahrheit ist. Ratzinger entfaltet dieses Thema, das alle Beiträge innerlich verbindet, mit Hilfe des unauslotbaren Wortes Jesu „Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8,32) und Gedanken des Philosophen J. Pieper.

Damit sind die Grundlagen für das zweite Kapitel erarbeitet: „*Wesen und Gestalt der Theologie*“. Was heute so dringlich „vom geistlichen Grund und vom kirchlichen Ort der Theologie“ gesagt werden muß, weil viele davon nichts mehr wissen (wollen), illustriert der Vf. ungemein eindrucksvoll an der Persönlichkeit des konvertierten Theologen H. Schlier. Dieser hatte bereits 1932/33 erkannt (und mit dem Verlust sei-

ner evangelisch-theologischen Professur bezahlt), daß „Theologie entweder in und aus der Kirche ist oder nicht ist“ (39). Denn eine Theologie, die sich „in ihre scheinbare akademische Freiheit“ zurückzieht, wird „zum Spielball der herrschenden Mächte“ (ebd.). In dieser Lage, so Ratzinger, „wurde klar, daß die Bindung an die Kirche die Freiheit der Theologie ist und daß sie mit jeder anderen Freiheit sich selbst und die ihr anvertraute Sache verrät. Es wurde klar, daß es theologisches Lehramt nicht geben kann, wenn es ein kirchliches Lehramt nicht gibt, weil dann ja Theologie keine andere Gewißheit hätte als die einer jeden Geisteswissenschaft, d.h. die Gewißheit der Hypothese, über die man streiten, aber auf die man nicht sein Leben stellen kann“ (40).

In dieser Diagnose kommt der wunde Punkt in Sicht, der uns heute zu schaffen macht: „Das von innen her Notwendige und Positive des Lehramts hat heute ... im allgemeinen Bewußtsein der katholischen Theologie seine Evidenz verloren. Die kirchliche Autorität erscheint als eine wissenschaftsfremde Instanz ... Wenn (aber) Kirche und kirchliche Autorität für Theologie ein wissenschaftsfremder Faktor ist, dann sind Theologie und Kirche gleichermaßen gefährdet. Denn eine Kirche ohne Theologie verarmt und erblindet; eine Theologie ohne Kirche aber löst sich ins Beliebig auf“ (41).

Eine sich daran anschließende Überlegung betrifft den „Pluralismus als Frage an Kirche und Theologie“.

Im dritten Kapitel schließlich kommen höchst aktuelle „*Anwendungen*“ zur Sprache. Erstaunt über die durch die „Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen“ ausgelöste hitzige Debatte, versucht der Kardinal ruhig und sachlich auf einige Einwände zu antworten. Der Text der Instruktion aus dem Jahr 1990 ist dankenswerterweise jetzt noch einmal an den Anfang des Kapitels gesetzt, so daß die gesamte seitherige Diskussion für den Leser durchschaubarer wird. Ratzinger hatte damals bei der Präsentation vor der Presse vor allem „das Eigengewicht der Theologie in der Kirche und damit auch die eigene Verantwortung des Theologen“ (95) hervorgehoben. Darüber hinaus hatte er darauf aufmerksam gemacht, daß die Instruktion -

„wohl erstmalig in dieser Offenheit“ – sagt, „daß es Entscheidungen des Lehramtes gibt, die nicht ein letztes Wort in der Sache als solcher sein können, sondern ... ein Signal pastoraler Klugheit, eine Art einstweiliger Verfügung sind. Ihr Kern bleibt gültig, aber die von den Umständen geprägten Einzelheiten können korrekturbedürftig sein“ (94).

Um das erregte Klima in der Kirche zu „entkrampfen“ geht der Kardinal im zweiten Teil dieses Aufsatzes in einigen Punkten auf die Diskussion ein. Er zeigt, was an der Interpretation schlichtweg falsch ist, z.B. die Behauptung, die Instruktion sehe im Theologen nur den Delegierten des kirchlichen Lehramts (96) u.a.m. Ratzinger sagt freilich in aller Deutlichkeit auch, was ihm an deutschen Theologen auffällt: daß sie offenbar „im Staat die Zuflucht für die Freiheit sehen, sich hingegen von der Kirche bedroht fühlen“ (97).

In großem Ernst geht der Kardinal deshalb der Frage nach, wie Spannungen in der Kirche sinnvoll ausgetragen werden können: etwa mit der Waffe der Medien in der Hand von Theologen? „Die Medienmacht gegen das kirchliche Lehramt einzusetzen, ist heute sehr leicht; mir ist unvorstellbar, daß irgend jemand annehmen kann, auf diese Weise sei der Wahrheit und der Einheit in der Kirche zu dienen“ (104).

Am Ende dieses Aufsatzes geht der Kardinal noch auf das angebliche Gegeneinander eines prophetischen und bischöflichen Traditionsstroms in der Geschichte der Kirche ein. Daß die Einheit von Pneuma und Institution, um die es letztlich geht, immer gefährdet war, zeigt sich schon in der Heiligen Schrift. Aber zu klären ist allemal, „was die Kategorie des Prophetischen bedeutet und was sie nicht bedeutet. ... Die heute gängigen Klischees, in denen sich gern die Kräfte des Protestes als Träger der Prophetie dem Amt gegenüber darstellen, sind nicht haltbar“ (106). Allerdings ist auch wahr, „daß das kirchliche Amt in der Gefahr steht, prophetische Stimmen beiseite zu schieben, weil sie unbequem sind. Insofern müssen wir alle uns immer wieder wachsam durch solche Anrufe befragen lassen und offen bleiben für die Gegenwart des Geistes, der durchaus unbequem sein kann. ... Der Vergebung und der Korrektur ... bedürfen wir alle immer wieder“ (107).

In einem letzten kleinen Beitrag geht es um „Fragen der Priesterausbildung in Deutschland“. Es handelt sich um „Gesprächsanstöße“ angesichts der Probleme, die die Ausweitung und zunehmende Spezialisierung des theologischen Lehrbetriebs in unserem Land mit sich gebracht haben. Am Ende kommen noch wichtige Gedanken zur Bedeutung der Priesterseminare zur Sprache. Sie sollten wieder zu „Stätten einer qualitativ hochstehenden geistlichen Unterweisung“ werden und der „Vertiefung des theologischen Unterrichts“ dienen. Fazit: „Gerade wenn man die Fakultäten als wesentliche Mitträger dieser Ausbildung erhalten will, ist es wichtig, diese Zweipoligkeit wiederherzustellen und nicht einem akademischen Totalitätsanspruch zu verfallen, der das Priesterseminar zum bloßen Wohnheim reduziert“ (114).

Dem Buch sind viele zum Nachdenken bereite, aufgeschlossene Leser und Leserinnen aus den Reihen aller kirchlichen Ämter, Dienste und Charismen, vor allem auch der Lehrenden und Studierenden der Theologie zu wünschen.

Joseph Cardinal Ratzinger: Wesen und Auftrag der Theologie. Versuche zu ihrer Ortsbestimmung im Disput der Gegenwart. (Johannes) Einsiedeln, Freiburg 1993, 116 S., 27,- DM

Barbara Albrecht

DIE DEUTSCHE GESCHICHTE muß weitergehen. Fragt sich nur wie. Nach dem überraschenden Abzug der eisernen Faust der Sowjets vom Gebiet zwischen Elbe und Oder müssen alle Beteiligten sich etwas Neues einfallen lassen. Eine Restauration des Reiches von 1937, von denen einige Wirrköpfe in unserem Land und anderswo zu träumen scheinen, darf es und kann es nicht geben. Doch welchen Weg wird das Achtzig-Millionen-Volk mitten in Europa gehen? Die Frage selbst verweist auf eine umfassendere Frage, auf die Frage nach der deutschen Identität. Diese kann nicht ohne den Blick in die mehr als tausendjährige Geschichte der Deutschen beantwortet werden. Wer aber zunächst einmal die letzten zweihundert Jahre bedenken will, sollte den dreibändigen „Nipperdey“ lesen.

Der erste Band erschien bereits 1983. Er befaßt sich unter dem Titel „Bürgerwelt und starker Staat“ mit der deutschen Geschichte von 1800 bis 1866. Auf rund 800 Seiten werden die politischen Ereignisse wie die gesellschaftlichen Entwicklungen nüchtern analysiert und geradezu spannend serviert. Nicht von ungefähr erhielt der Autor dafür den begehrten Historikerpreis der Stadt Münster.

Acht Jahre später erschien - von ähnlichem Umfang und sprachlicher Brillanz - der erste Teil des zweiten Bandes. Sein Titel: „Arbeitswelt und Bürgergeist“. Hier wird Einblick genommen in die deutsche Sozial- und Kulturgeschichte des Kaiserreichs. Angestrebt wird nichts weniger als die Darstellung einer „die Totalität der Lebenswelten umgreifenden“ deutschen Geschichte der Jahre 1866 bis 1918. Tatsächlich kommt in diesem 1990 publizierten ersten Teil vieles zur Sprache: die Bevölkerung und die Volkswirtschaft, „Geschlechter und Generationen“, „Das tägliche Leben“, „Die soziale Frage“, „Kirche und Religion“, die „schönen Künste“ sowie das Bildungswesen. All das wird auf hohem wissenschaftlichen Niveau, aber immer verständlich dargeboten, nicht selten im angenehmen Wechsel von motivierender Narrativität, streng strukturhistorischer Analyse und abwägendem Urteilen.

Zwei Monate nach dem frühen Tode des Autors (1927-1992) konnte noch der zweite Teil dieses zweiten Bandes erscheinen und damit Nipperdeys Deutsche Geschichte insgesamt zum Abschluß kommen. Geschildert und gedeutet werden hier die politischen Ereignisse: angefangen von der Mitte des letzten Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkrieges.

Dieser letzte Band trägt den Untertitel: „Machtstaat vor der Demokratie“. Er ist in doppelter Hinsicht zu verstehen; einmal chronologisch: Der Machtstaat kam zeitlich vor der Demokratie; sodann auch inhaltlich-strukturell: Der Staat blockierte mit seiner Machtfülle das Aufkommen demokratischer Spielregeln und Institutionen. So fußte der Obrigkeitsstaat auf drei Säulen: a) dem preußischen Hegemoniestreben und der daraus resultierenden sowie damit korrespondierenden b) exzeptionellen Bedeutung und extrakonstitutionellen Stellung des Militärs sowie c) auf der dominie-

renden Position des Reichskanzlers. Auf der anderen Seite zeichnete sich die Untertanengesellschaft ebenfalls durch dreierlei aus: a) durch eine allgemeine Diskriminierung der Parteien, b) durch ein zur Entscheidung unfähiges und damit verantwortungsloses Parlament und c) durch mangelhafte Partizipation der Bürger am politischen Entscheidungsprozeß.

Dennoch erhebt Nipperdey Einspruch gegen eine rein negative Charakterisierung der Kaiserzeit. Das Kaiserreich war zwar ein Militär- und Macht-, nicht aber ein reiner Polizei- und Nachtwächterstaat. Es war ein Bundes- und Rechtsstaat. Das föderative Prinzip kam im Bundesrat zum Tragen. Hier hatten alle Länder Sitz und Stimme. Im Unterschied zu den meisten anderen europäischen Ländern beruhte der Reichstag auf dem allgemeinen (männlichen) Wahlrecht. Die Justiz war unabhängig. Das 1900 in Kraft tretende Bürgerliche Gesetzbuch stellte die „größte rechtspolitische Leistung der Zeit“ dar.

Das ständige Bemühen des Autors um zeitgerechte Beurteilung der Fakten ist in jeder Zeile spürbar. Dieses kommt nicht in der „Subjektivität des spätgeborenen Klügeren“ zum Zuge, schon gar nicht bei jenen, die einem historischen Determinismus vom Wilhelminischen Reich zum NS-Staat das Wort reden. Vielmehr bemüht sich Nipperdey, die *res gestae* auf dem Hintergrund der damaligen Zeit zu interpretieren und mit dem zu vergleichen, was zeitgenössisch möglich und überhaupt realisierbar war. Er betont die Entscheidungsfähigkeit und damit Geschichtsmächtigkeit des Menschen. So ist ihm der Erste Weltkrieg „nicht die zwangsläufige Folge eines Systems - der Nationalstaaten, des Imperialismus, des Kapitalismus -“, sondern „das Produkt menschlich-politischer Entscheidungen, unter gegebenen historischen Bedingungen natürlich“.

Nipperdey zeigt sich vorsichtig zurückhaltend in seinen Urteilen und drückt immer wieder seine „Skepsis gegen eindeutige und abschließende Antworten“ aus. Um den „Ambivalenzen der Wirklichkeit“ gerecht zu werden, sei der Historiker stets „dem Einerseits/Andererseits, dem entgegengesetzten Aber-doch, dem einschränkenden Freilich, dem zwiespältigen Sowohl-als-auch“ verpflichtet. Doch hier übertreibt

Nipperdey bisweilen. Es gibt Zeilen, ja ganze Passagen und Abschnitte in seinem Werk, da wünschte man sich eindeutigeren Stellungnahmen. Nicht immer zeugt vornehme Zurückhaltung in der Beurteilung von Vergangenen von höherer Einsicht in komplexe historische Abläufe. Allerdings, um so überzeugender wirkt dann das, was der ansonsten zurückhaltende Vf. „mit Sicherheit“ weiß:

Ganz sicher mangelte es dem deutschen Bürgertum an Selbstbewußtsein, an politischem Engagement und Eigeninitiative. Zu hoch war die Achtung vor allem Militärischen, Schriftlichen und Amtlichen. Zu sehr verließ man sich auf Dressur, angeordnete Disziplin und vorgegebene „Ordnung“. Nipperdey konstatiert um die Jahrhundertwende einen erheblichen Mangel an Zivilität und Zivilcourage.

Es wäre höchst aufschlußreich, unter diesem Aspekt noch einmal die in dieser Zeit entstandenen Gründungsurkunden Schönstatts zu lesen. Man wird dabei erst richtig abschätzen können, was es damals bedeutete, wenn plötzlich Eigeninitiative, ja der sich heftig zu Wort meldende Freiheits-, Abenteuer- und Eroberungsdrang nicht nur keineswegs autoritativ unterdrückt, sondern gefordert und gefördert wurde, wenn plötzlich nicht so sehr der Akzent auf äußere Korrektheit und unreflektierten Gehorsam, sondern auf die Entfaltung des Inneren und eines Autoritätsverständnisses gelegt wurde, das darauf abzielte, den anderen nicht klein zu halten, sondern in seinem humanen Selbststand, in seiner Würde als Person und Kind Gottes groß werden zu lassen.

Überhaupt ist gerade dieser aus zwei Teilen bestehende zweite Band für den, der sich für die Anfangsgeschichte der Schönstatt-Bewegung interessiert, von höchstem Interesse. Der vom bürgerlich-protestantischen Arbeitsethos geprägte Autor kennt zwar „Pater Kentenich“ und „Schönstatt“ nicht, vermag aber dem Aufmerksamen wichtige Einblicke in die damalige Lebenswelt zu bieten. Gerade weil diese Welt dem Heutigen schon so unendlich weit entfernt und so ungeheuer fremd vorkommt, ist es um so wichtiger, sie zumindest in ihren Grundstrukturen kennenzulernen. Vieles von dem, wovon Pater Kentenich in der Anfangsphase der Schönstattgeschichte

spricht und worauf er später immer wieder zurückgreift, bekommt so ein deutlicheres Gesicht. Vieles von dem, was sonst zwangsläufig unverständlich bliebe, wird plötzlich einsehbar, farbig und lebendig. Erst im Hinblick auf die vorgegebene Sozial-, Macht- und Kirchenstruktur der damaligen Zeit wird deutlich, welch durchschlagendes Reformprogramm Pater Kentenich anzielte und welch übergreifende Bedeutung seinem Werk zukommt.

Am Ende der Lektüre wird der Leser die anfangs gestellte Frage nach der zukünftigen Aufgabe Deutschlands nicht beantworten können. Er wird aber Einsicht genommen haben in die Komplexität geschichtlicher Ereignisse und besser verstehen, was es im letzten heißt und wie wichtig es ist, die Frage nach der Identität Deutschlands nicht vorschnell beantworten zu wollen, aber auch nicht auf sich beruhen zu lassen.

Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Zweiter Band: Machtstaat vor der Demokratie. C. H. Beck Verlag, München 1992, 949 Seiten, 78,- DM

Manfred Gerwing

CHRISTEN UND JUDEN. Seit geraumer Zeit nehmen die Spannungen zwischen Deutschen und Juden in unserem Land in bedrückender Weise zu. Die nicht endenden Diskussionen um Spielbergs Film „Schindlers Liste“ und um die sogenannte „Auschwitz-Lüge“, der Brandanschlag auf die Lübecker Synagoge, die Schändung jüdischer Friedhöfe ..., alles zeigt an, daß das Thema „Deutsche und Juden“ in den vergangenen 50 Jahren weithin nur verdrängt, nicht aber ernsthaft aufgearbeitet worden ist.

Wie aber steht es um das Verhältnis „Christen und Juden“? Bei jenen Christen, die ihren Glauben aus innerster Überzeugung leben und begründen, sind in den letzten Jahrzehnten theologisch, katechetisch-pastoral und vor allem menschlich sowohl die Sensibilität für dieses Thema wie das Verantwortungsbewußtsein angesichts des geschichtlich so belasteten Verhältnisses erfreulich gewachsen (vgl. den Literaturbericht „Zum christlich-jüdischen Dialog“ in REGNUM 4/1990). Gerade weil dieser Pro-

zeß in dem gegenwärtig politisch von rechtsradikalen Kräften angeheizten Klima keinesfalls gestoppt werden darf, sei auf zwei Publikationen hingewiesen, die je auf ihre Weise einen wichtigen Beitrag zur Diagnose wie zur Therapie leisten können.

„*Rassenhaß ist Christushaß - Hitlers Judenfeindlichkeit in zeitgeschichtlicher und in heilsgeschichtlicher Sicht*“ ist eine Schrift des vom Judentum zum katholischen Christentum konvertierten und Priester gewordenen Johannes Oesterreicher (1904-1993). Der Gründer des Paulus-Werkes (1934 als Forum der geistigen Begegnung von Juden und Christen in Wien entstanden) konnte 1938 unmittelbar vor dem „Anschluß“ Österreichs an das „Reich“ noch nach Paris entkommen. Dort verfaßte er 1939 die vorliegende Kampfschrift, die sofort ins Französische übersetzt wurde. Das deutsche Manuskript ging bei der weiteren Flucht durch Europa verloren. Seit 1953 war Prälat Oesterreicher in den USA Direktor eines von ihm gegründeten Universitätsinstituts für jüdisch-christliche Studien und Verfasser etlicher Werke zum christlich-jüdischen Dialog. Als Consultor des „Sekretariats für die Förderung der Einheit der Christen“ war er - zusammen mit Kardinal Bea - maßgeblich an der sogenannten „Judenklärung“ in dem Konzilsdokument über die nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“ beteiligt (ein „Jahrtausendereignis“, wie man mit Recht gesagt hat). Der Autor hat bei der von Eberhard Steinacker erarbeiteten Neuübersetzung des vorliegenden Buches ins Deutsche noch voll mitgewirkt und vor seinem Tod auch noch ein zweites Vorwort verfaßt.

Ein „Vorspruch“ zu dem im deutschsprachigen Raum erstmalig 1993 (also nach über 50 Jahren!) erschienenen Werk stammt von Kardinal Franz König, Wien, der mit dem Verfasser befreundet war. Die Herausgabe einer scheinbar überholten Arbeit zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist, wie der Kardinal betont, aus folgenden Gründen höchst aktuell: „Es gibt auf christlicher, katholischer Seite kaum ein Werk, das sich ausführlich mit den philosophischen und geistesgeschichtlichen Prinzipien der Rassenlehre, des Rassismus und den damit verbundenen Auswirkungen in einer über die tägliche Aktualität hinausweisenden wissenschaftlichen Weise befaßt“ (7). Ein weiterer

Grund zur deutschsprachigen Veröffentlichung ist die klare Herausarbeitung des Rassismus als einer dem Christentum und seinem Menschenbild direkt entgegengesetzten Weltanschauung. Schließlich ist wichtig der „Hinweis auf die heute aus der Diskussion praktisch verschwundene Einsicht in die Wurzeln des Antisemitismus: Die seit dem Mittelalter virulente ‚Judenfrage‘, der bereits aus der vorchristlichen Zeit stammende Judenhaß wurde erst vor etwas mehr als hundert Jahren zu einer Rassenfrage und damit zur Voraussetzung des blutigen Antisemitismus“ (7 ff). Der Autor selbst will mit seinem Buch hinweisen auf den Rassismus als Gefahr nicht nur für die Juden, sondern für alle Völker. Dem gibt die Situation bei uns, in Südafrika, in Rußland (s. die Ausfälle Schirnowskijs, des Vorsitzenden der Liberal-Demokratischen Partei, gegen die Juden) u. a. m. in zunehmend bedrängender Weise recht. Dem Rassismus „kann der Christ nur ein totales und absolutes Nein entgegensetzen“ (11). Und dies sowohl aufgrund der heilsgeschichtlichen Rolle des jüdischen Volkes als auch der des Christentums. Oesterreicher interpretiert die Dokumente des Judenhasses auf dem Hintergrund all dessen, was in der Apokalypse des „Tier“ in seinem Haß gegen alles Menschliche und Göttliche bewirkt. Und er weist mit Nachdruck darauf hin, daß mit dem Haß gegen die Juden und ihre Rasse letztlich bei Hitler immer gekoppelt war der Haß gegen den Juden Jesus Christus und die Christen. Für sie aber sollte das Nein zu jeder Art des Rassismus an erster Stelle eine Selbstverständlichkeit sein wegen des Adels, „der Juden und Nichtjuden gleichermaßen ehrt: Gottes Ebenbild zu sein“ (30).

Das Buch Oesterreichers ist mit seinen weithin unbekanntten Zeitdokumenten (einer Fülle von Zitaten Hitlers, Rosenbergs, Freislers ..., Geheimdokumenten für die Hitlerjugend u. a. m.) aus den Anfängen des Nationalsozialismus bis 1938 (für die 2. Auflg. in Frankreich ergänzt bis 1942) gerade für die gegenwärtigen Diskussionen von hohem Informationswert. Deutlich wird z. B., daß der Judenmord von Hitler und seinen Anhängern von Anfang an geplant war (schon vor der „Machtergreifung“ 1933!) und als Ergebnis einer gezielten rassistischen Politik nicht bestritten

werden kann. Nicht zuletzt ist das vorliegende Buch wichtig auch im Blick auf die immer wieder heiß umstrittene Frage nach der Haltung der Kirche angesichts der Judenverfolgung.

Der Autor bringt bewegende authentische Texte, die zeigen, daß die Kirche damals in vielen ihrer führenden Vertreter im In- und Ausland „den Ungeist des Nationalsozialismus erkannte und bekämpfte“ (15). „Kaum irgendwo sind die Zeugnisse dafür in solcher Fülle gesammelt“ wie in diesem Werk (222). -

Zur gleichen Zeit, da die Schrift von J. Oesterreicher, dem von den Nationalsozialisten verfolgten jüdischen Christen, in Frankreich erschien, spielten sich ab 1. September 1939 (Kriegsbeginn gegen Polen) in Wadowice und Krakau jene Ereignisse ab, die der italienische Journalist G. F. Svidercoschi überaus einfühlsam entfaltet hat. Als authentische Grundlage dienen ihm ein *Brief Papst Johannes Pauls II. an seinen* während der Konzilsjahre in Rom wiedergefundenen *jüdischen Freund* und Konabiturienten *Jerzy Kluger* und der Bericht dieses Mannes, eines Ingenieurs, über die gemeinsame Kinder- und Jugendzeit und seine eigene dramatische Geschichte nach der Besetzung Polens durch die Deutschen.

Der Text des Papstbriefes aus dem Jahr 1989, in dem er seine Ehrfurcht vor den ermordeten jüdischen Landsleuten und Gläubigen bekundete und seinen jüdischen Freund bat, ihn bei einem feierlichen Gedenken an die Zerstörung der Synagoge von Wadowice vor 50 Jahren zu vertreten, ist im Anhang beigelegt. Desgleichen der Bericht über das Interview von Svidercoschi mit J. Kluger, das schon 1978 im Zusammenhang mit der Wahl des Krakauer Kardinals zum Papst geführt wurde. Es ist „die Geschichte einer Freundschaft und einer Beziehung ... die gerade wegen ihrer ‚Normalität‘ beeindruckt“ (110 f.). Es ist „gleichzeitig die Geschichte einer Freundschaft, die im Kontext der veränderten, vom Zweiten Vatikanischen Konzil sanktionierten Haltung der katholischen Kirche gegenüber dem jüdischen Volk symbolische Bedeutung annimmt. Der katholische Freund ist der erste Papst, der nach zweitausend Jahren eine Synagoge, nämlich die Synagoge in Rom, betreten hat. Dort hatte er vor dem jüdischen Freund, der auch ... anwesend

war, die Verurteilung des Konzils gegenüber jeder Form des Antisemitismus wiederholt und die Juden ‚ältere Brüder‘ genannt“ (111).

Was Jerzy Kluger, dessen Angehörige alle von den Nationalsozialisten ermordet wurden, und der aufgrund des Papstbriefes von 1989 selbst seit 1939 zum erstenmal wieder in seiner Heimat war, berichtet hat, hat Svidercoschi in manchen Szenen und Dialogen natürlich frei rekonstruiert. Aber die Grundlage bilden eben dieser Bericht eines unmittelbar Betroffenen und die authentische Geschichte, die Polen und Deutsche schmerzvoll verbindet und die den katholischen Papst und seinen jüdischen Freund sehr persönlich geprägt hat. Das Anliegen des Autors ist daher voll zu unterstützen: Es geht in diesem Buch um die Einladung besonders der jungen Generation, „nicht nur die tragische Geschichte der Vergangenheit kennenzulernen, sondern sich auch dafür einzusetzen, daß die zukünftige Geschichte oder besser jene, die wir gerade leben, für immer der Versuchung des Rassismus, der Diskriminierung, des Hasses, der Verachtung des Menschen widerstehen möge. Gleich, um welchen Menschen es sich auch immer handelt“ (112).

Dieses Anliegen teilt aus Überzeugung auch die Übersetzerin aus dem Italienischen, Crista Kramer von Reisswitz. Ihr ist es zu verdanken, daß das Buch schon kurz nach der Veröffentlichung in der Originalausgabe auch bei uns in gut lesbarer Gestalt vorliegt.

Johannes Oesterreicher: Rassenhaß ist Christushaß. Hitlers Judenfeindlichkeit in zeitgeschichtlicher und in heilsgeschichtlicher Sicht. Dokumente und Kritik. Hermagoras Verlag / Mohorjewa, Klagenfurt - Wien 1993, 234 S., 31,- DM

Gian Franco Svidercoschi: Brief an einen jüdischen Freund. Karol Wojtyla und Jerzy Kluger. (Styria) Graz - Wien - Köln 1993, 119 S., 24,80 DM

Barbara Albrecht